Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 23 (1929)
Heft: 24

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 1-6

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. Juli 1929 | Nr. 1 | Jahrgang 1

Zur Einführung.

Liebe, junge Freunde!

Es werden gewiß manche fragen: „Warum wird neben der Gehörlosenzeitung noch eine zweite Zeitung für Taubstumme herausgegeben?“ Darauf ist zu antworten, daß es den Taubstummenlehrern schon lange schwer auf dem Herzen lag, daß sie so gar nichts tun konnten für die Fortbildung der frisch ins Leben hinausgetretenen, jungen Taubstummen. Für die jungen Hörenden ist im Schweizerlande fast überall gut gesorgt. Da gibt es kaufmännische Schulen, Gewerbeschulen, Fortbildungsunterricht und Fortbildungskurse, Vorträge aller Art. Für Euch aber, Ihr lieben, jungen Freunde, konnte bis jetzt noch keine Fortbildungsschule errichtet werden, weil Ihr im ganzen Lande herum zerstreut wohnet. Und doch habt auch Ihr Fortbildung nötig. Ist denn überhaupt eine Fortbildung ohne Lehrer möglich? O gewiß! Es ist mir eine große Freude, es hier bezeugen zu können, daß ich schon manche Taubstumme kennen gelernt habe, die sich durch fleißiges, denkendes Lesen und durch fleißigen Verkehr mit Hörenden eine feine Bildung angeeignet hatten.

Für die jungen, frisch ins Leben hinaustretenden Taubstummen ist das, was in der Gehörlosenzeitung steht, meistens zu schwer. Ebenso geht es den jungen Taubstummen mit den Tageszeitungen. Außer den Berichten über Unglücksfälle und Verbrechen werden sie darin wenig verstehen. Ebenso schwer sind auch die Bücher geschrieben. Wir Taubstummenlehrer begreifen gut, wenn so manche unserer ehemaligen Schüler keine Freude am Lesen haben. Wir Lehrer wollen nun versuchen, ihnen das Lesen wieder lieb zu machen, indem wir dieses Fortbildungsblatt einfach schreiben, so daß sie es leicht verstehen können. Wir hoffen, daß dadurch ihr Sprachverständnis und ihr Wissen gemehrt werde.

Lange habe ich darüber nachgedacht, welchen Namen wir unserem Fortbildungsblatt geben könnten. Ich habe keinen schöneren und keinen besseren gefunden als den Namen „Taubstummenfreund“. Es war im Jahre 1868, daß der Vorsteher der bernischen Mädchentaubstummenanstalt, Herr Jakob Zurlinden, unter dem Namen „Der Taubstummenfreund“ eine Zeitschrift für Taubstumme herausgab. Leider erschien dieses Blatt nur ein paar Jahre. Indem wir unserem Blatt den Namen „Taubstummenfreund“ geben, ehren wir damit zugleich die Liebestat des vortrefflichen Taubstummenerziehers Jakob Zurlinden. Der „Taubstummenfreund“ will jeden Monat einmal bei Euch erscheinen, um mit Euch zu plaudern, Euch zu belehren und Euch guten Rat zu geben. Nehmet ihn freundlich auf. Er kostet Euch gar nichts. Der Fürsorgeverein und die Vereinigung tragen die Kosten je zur Hälfte. Es sei ihnen dafür herzlicher Dank gesagt.

Liebe, junge Freunde! Um Euch an einem Beispiel zu zeigen, welch hohe Bildung sich ein Gehörloser durch das eigene Wollen erwerben kann, will ich Euch heute den Lebensgang des Herrn Eugen Sutermeister erzählen. Es soll zugleich ein herzlicher Dank sein für alles Gute, das Herr Sutermeister für die Taubstummen gewirkt hat, besonders auch für die Redaktion der Taubstummenzeitung.

Eugen Sutermeister.

Sekretär des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und Redaktor der Schweiz. Gehörlosenzeitung.

Wer in Bern wohnt oder dahin kommt, begegnet vielleicht in den Lauben einem älteren Herrn, der ohne Hut seines Weges geht. Prächtiges, volles, weißes Haar schmückt das schöne Haupt. Unter der Denkerstirne gehen als treue Wächter zwei gütige Augen etwas wehmütig hin und her. Da und dort schaut ein Kopf vielleicht neidisch dem prachtvollen Haupte nach. Wer ist der Herr ohne Hut? Das ist Herr Eugen Sutermeister.

1. Seine Kindheit. Eugen Sutermeister wurde geboren am 26. November 1862 in Küßnacht am Zürichsee, wo sein Vater damals Professor am dortigen Lehrerseminar war. Als Eugen vier Jahre alt war, erkrankte er an Gehirnhautentzündung. Die Krankheit war so heftig, daß der Arzt keine Hoffnung mehr für das Kind hatte. Wunderbarerweise nahm aber die Krankheit eine günstige Wendung. Mitten in der Nacht richtete sich der kranke Eugen auf und bat um seine Leibspeise (= was man am liebsten ißt). Nach einigen Wochen merkten die Eltern, daß Eugen das Gehör verloren hatte. Er hörte rein gar nichts mehr, nicht einmal das Pfeifen der Lokomotive. Allmählich verlor er auch die Sprache. Das war für die treubesorgten Eltern ein unsagbarer (= ein sehr großer) Schmerz. Denn was sollte nun später aus ihrem lieben Söhnlein werden? Er konnte doch niemals die Schulen der Hörenden besuchen, konnte nicht studieren wie die Brüder.

2. Sein Anstaltsleben. Im Alter von sechs Jahren kam Eugen in die Taubstummenanstalt Riehen bei Basel. Dort erhielt er während zehn Jahren einen ausgezeichneten (= sehr guten) Unterricht. Herr Sutermeister hat in einem Büchlein des Vereins zur Verbreitung guter Schriften sein Anstaltsleben beschrieben. Leider kann man das überaus interessante Büchlein nicht mehr kaufen. Herr Sutermeister hat das Anstaltsleben sehr anschaulich beschrieben. Man fühlt mit ihm, wie er in dem fremden Haus Heimweh bekam, wie es ihm schwer wurde, sich in die neue Ordnung zu finden. Man sieht im Geiste die Knaben fröhlich spielen, aber auch fleißig lernen. Die Schüler wurden angehalten, nicht zu deuten, sondern zu sprechen. Der fleißigste Sprecher und Frager war Eugen Sutermeister. Er war sehr lernbegierig und hatte die größte Freude an jedem neuen Wort und an jedem schönen, neuen Satz. Dazu hatte er aber auch eine überaus tüchtige Lehrerin. Sie verstand es meisterhaft, das Sprachverständnis und das Wissen ihrer Schüler zu mehren. Das gute, fast fehlerlose Sprechen der Schüler machte die Anstalt Riehen berühmt. Aus allen Ländern kamen die Taubstummenlehrer, um dem Unterricht beizuwohnen.

Ohne den vortrefflichen Unterricht hätte sich Herr Sutermeister seine hohe Bildung nicht erwerben können. Das hat Herr Sutermeister in seinem Büchlein auch geschrieben. Mit großer Dankbarkeit hat er von seinen Lehrern und von seiner Lehrerin erzählt. Er hat ihnen in dem Büchlein ein schönes Denkmal gesetzt. Nicht alle sind so dankbar, wie es Herr Sutermeister ist.

3. Seine Lehrzeit. Nachdem die 10 Schuljahre um waren, kehrte Eugen Sutermeister zunächst ins elterliche Haus zurück und zwar nach Rorschach, denn sein Vater war Direktor des dortigen Seminars geworden. Der Jüngling hatte aus der Anstalt einen großen Wissensdrang (= ein großes Verlangen nach Wissen und Lernen) mit nach Hause gebracht. Am liebsten hätte er studiert. Aber wie wäre das möglich gewesen! Die Eltern sannen hin und her, was ihr Sohn Eugen werden könnte. Die Auswahl der Berufe war nicht groß. Endlich entschloß man sich, ihn zu einem Graveur in die Lehre zu tun. Der Graveur verfertigt Stempel und schneidet Namen und Zeichnungen kunstvoll in Metall. Nun begann für Eugen Sutermeister eine schwere Zeit. Er hatte gar kein Talent zum Zeichnen und keine Lust für Handarbeit. Die Arbeiter hatten auch gar keine Liebe für ihn. Er hatte viele unangenehme Arbeit zu verrichten. Trotzdem das alles sehr schwer für ihn war, blieb er aus Gehorsam gegen seine Eltern in der Lehre. Er hat damit allen Taubstummen ein gutes Beispiel gegeben. Wie oft kommt es vor, daß ein taubstummer Jüngling oder eine taubstumme Lehrtochter am liebsten aus der Stelle fortlaufen möchte. Mit dem Fortlaufen ist aber nichts gewonnen. Das Leben bringt allen Menschen Schweres. Wir sollen das Schwere tragen. Dadurch wird unserer innerer Mensch gekräftigt. Das Aushalten, Bleiben und Tragen des Schweren bringt unserem Wesen, unserem Charakter Gewinn. Wer aus den Stellen fortläuft, wird im Leben nicht tüchtig und muß zuletzt versorgt werden. In der Bibel steht das Wort:

Es ist dem Manne gut, daß er das Joch (= Schweres im Leben) in seiner Jugend trage. In seinen Freistunden hat Eugen Sutermeister an seiner Fortbildung gearbeitet (nicht mit den Händen, sondern mit dem Kopf). Er hat viel gelesen und hat auch angefangen zu dichten. In Rorschach war Herr Sutermeister nur 1 Jahr in der Lehre. Als sein Vater Professor an der Hochschule in Bern wurde, zog er auch dorthin. Wieder kam er zu einem Graveur in die Lehre.

4. Im Ausland. Nach der 5jährigen Lehrzeit kam Herr Sutermeister nach Dinglingen in Baden. Dort war eine große Kunstanstalt. Herr Sutermeister wurde dort angestellt und lernte auch das Photographieren und Zinkätzen (= Erstellen von Buchdruck-Klischees). Er wohnte bei seiner ehemaligen Lehrerin mit andern taubstummen Arbeitern. Hier hat er seine Bildung noch weiter vertieft und seinen Sprachschatz (= seinen Reichtum an Sprache) gemehrt. Sein Aufenthalt dauerte sieben Jahre, dann kam er wieder nach Bern zurück.

5. Wieder in Bern. Zugleich nahm er Abschied von seinem Beruf, denn nun kam er als Gehilfe in eine große Buchhandlung. Jetzt hatte er täglich Umgang mit seinen liebsten Freunden, mit den Büchern. Wieviel schöner war sein Leben geworden!

Eugen Sutermeister.

Im Jahre 1896 trat er in die Ehe. Frau Sutermeister wurde ihm eine überaus treubesorgte, verständnisvolle Lebensgefährtin. Langsam glitt das Lebensschifflein von Herrn und Frau Sutermeister in das ihnen vorausbestimmte Fahrwasser, nämlich in die Fürsorgetätigkeit für die Taubstummen.

6. Wie die Taubstummengottesdienste entstanden. Herr Sutermeister kam öfters in Berührung mit seinen Schicksalsgenossen zu Stadt und Land. (Schicksal = das Schwere, das Gott den Menschen schickt. Die Taubstummheit ist ein schweres Schicksal. Die Taubstummen sind Schicksalsgenossen.) Er besuchte auch einmal ehemalige Mitschüler. Es erfüllte ihn mit großem Schmerz, daß diese, mit welchen er doch in der Anstalt so fröhlich geplaudert hatte, nun fast nicht mehr sprechen konnten und fast verdummt waren. Woher kam das? Ihre Angehörigen hatten sich nicht mit ihnen abgegeben (= nicht mit ihnen geplaudert). Nie hatten sie seit dem Austritt aus der Anstalt einen Gottesdienst besuchen können, weil es damals noch keinen gab. Die Taubstummen in Bern waren besser daran. Alle 14 Tage hielt ihnen Herr Stadtmissionar Iseli eine Predigt. Aber die Taubstummen auf dem Lande waren „zerstreut und verschmachtet wie die Schafe, die keinen Hirten haben". Diese Seelennot der Taubstummen schnitt dem Herrn Sutermeister tief in das Herz. Er schrieb einen Aufsatz über die geistliche Not der erwachsenen Taubstummen und klagte darin über die Vernachlässigung der Taubstummen (= er klagte darüber, daß man gar nichts für die Taubstummen tat). Er bat, daß die bernische Landeskirche den Taubstummen einen Pfarrer gebe. Viele Pfarrer haben diesen Aufruf gelesen. Der Bernische Ausschuß (= Komitee) für kirchliche Liebestätigkeit beauftragte den lieben, treuen Herrn Stadtmissionar Iseli, daß er im ganzen Kanton Bern die erwachsenen Taubstummen aufsuche und aufschreibe. Er fand 1200 Taubstumme. Dann wurde Herr Iseli als Reiseprediger für die Taubstummen angestellt. Als er von seinem Amt zurücktrat, wurde Herr Sutermeister landeskirchlicher Taubstummenprediger im Kanton Bern. Zwanzig Jahre lang zog er nun, Sonntag für Sonntag, meist begleitet von seiner lieben Frau, hinaus, um eine Predigt zu halten. Da hat er als Säemann das Wort Gottes in die hungrigen Seelen der Taubstummen gesät. Unendlich viel Gutes hat so Herr Sutermeister den Taubstummen erwiesen. Wie viel Erquickung, Trost und Freude an diesen Gottesdiensten in die Herzen der Taubstummen hineingeflossen ist, das weiß nur Gott.

7. Wie die Schweizerische Taubstummen-Zeitung entstand. Auf seinen Predigtreisen und bei seinen Hausbesuchen sah Herr Sutermeister manches, was ihn betrübte. Er sah geistige und soziale Not. Die geistige Not kam daher, daß die Taubstummen nichts zum Lesen hatten und sich darum nicht fortbilden konnten. Und die soziale Not zeigte sich darin, daß manche Taubstumme schlecht versorgt waren und schlecht behandelt wurden. Um der geistigen Not abzuhelfen, gründete Herr Sutermeister im Jahr 1907 die Schweizerische Taubstummen-Zeitung. Das war eine große Tat, für die wir dem Herrn Sutermeister nicht genug danken können. Es ging ihm dabei ähnlich wie Herrn Zurlinden. Er mußte auch von seinem Geld für die Zeitung opfern. Später bekam er Hilfe. Herr Sutermeister kämpfte sich mutig durch alle Schwierigkeiten hindurch.

8. Wie der Fürsorgeverein für Taubstumme entstand. Auf seinen Predigt- und Besuchsreisen sah Herr Sutermeister so manche Not bei den Taubstummen, die ihm in der Seele weh tat. Er allein konnte dieser Not nicht abhelfen. Für die Blinden sorgte schon lange ein Fürsorgeverein. Einen solchen Fürsorgeverein wünschte Herr Sutermeister auch für die Taubstummen. Im Jahre 1910 schrieb er einen Aufruf: Fürsorge für die erwachsenen Taubstummen. Im ganzen Schweizerlande wurde dieser Aufruf verbreitet und von vielen gelesen. Ich kann mich noch gut an jene Zeit erinnern. Herr und Frau Sutermeister gaben sich viele Mühe, in allen Kantonen hochstehende, wohlbekannte Männer für die Taubstummenfürsorge zu gewinnen. Ihre Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Viele Herren, darunter auch Professoren, Aerzte und Pfarrer, halfen bei der Gründung des Schweizerischen Fürsorgevereins für Taubstumme 1911 mit. Herr Eugen Sutermeister wurde Sekretär des Vereins. Er besorgt das Sekretariat. Da gibt es viel zu schreiben. Herr Sutermeister muß Anfragen beantworten, muß Rat erteilen, muß die Aufgaben des Vereins ausführen. Daß in allen Kantonen Taubstummenfürsorgevereine bestehen, ist das Verdienst des Herrn Sutermeister.

Wie das schweizerische Taubstummenheim in Uetendorf entstand. Aber noch waren nicht alle Wünsche des Herrn Sutermeister erfüllt. Als bernischer Taubstummenprediger sah er es mit Schmerz, daß so manche brave, treue Taubstumme, wenn sie alt geworden waren, ins Armenhaus verbracht wurden. Früher waren die Armenhäuser noch nicht so freundlich eingerichtet, wie jetzt. Herr Sutermeister wollte den alten braven Taubstummen einen freundlichen Lebensabend verschaffen und plante die Gründung eines Taubstummenheims. Er sammelte schon frühe Geld dafür, hielt mehrere Jahre in der ganzen Schweiz Lichtbildervorträge. Was er dabei verdiente, floß in die Heimkasse (Taubstummenheim-Fonds). Frau Sutermeister sammelte fleißig Staniol und Briefmarken. Der Erlös kam auch in diesen Fonds. Als der Schweizerische Fürsorgeverein für Taubstumme gegründet wurde, war der Fonds schon auf 14,000 Franken angewachsen. Herr Sutermeister übergab diese Summe dem Verein zur Verwaltung. Als Sekretär sorgte Herr Sutermeister dafür, daß der Fonds auch weiter gespeist wurde. Er stieg auf 100,000 Franken. Im Jahre 1922 konnte der Verein in Uetendorf das schweizerische Taubstummenheim eröffnen. Das war für Herrn Sutermeister eine große Freude. Das Heim sollte nach seinem Willen ein Ruheort sein für die Alten und eine Heimat für die, welche im Leben hin- und hergeworfen wurden.

Wir haben nun einen Blick getan in das Leben unseres verehrten Herrn Sutermeister. Ist es nicht wie ein Wunder? Aus dem taubstummen Büblein ist ein bedeutender Mann geworden, der Großes geleistet hat: ein Prediger und väterlicher Freund der Taubstummen, ein Führer in der Taubstummenfürsorge, ein Schriftsteller (= der Bücher schreibt) und Dichter. Er ist ein großer Wohltäter der Taubstummen geworden. Wir wollen dabei aber nicht vergessen, daß Frau Sutermeister ihm in allen seinen wohltätigen Werken treu und kräftig beigestanden ist. Wir bezeugen Herrn und Frau Sutermeister unsere hohe Achtung und unseren herzlichsten Dank. Gott segne sie für das, was sie für die Taubstummen gewirkt haben und schenke ihnen noch lange Kraft und Gesundheit zu weiterem Wirken.

A. Gukelberger.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof“, Bern.

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. August 1929 | Nr. 2 | 1. Jahrgang

Zum 1. August.

Wenn am Abend des 1. August die Glocken läuten, dann erheben sich viele Herzen bewegt zum Herrn aller Herren: „Habe Dank, o Vater, für alle Deine Güte. Behüte auch fernerhin unser liebes, freies Schweizerland!“

Es sind jetzt 15 Jahre her, da waren unsere Herzen in den letzten Julitagen beklommen (eng vor Angst und Sorgen) wegen des Krieges. An einem dieser so schweren Abende bedeckte schwarzes Gewölk gegen die Berge hin den Himmel. Es entlud sich ein heftiges Gewitter. Während wir voller Sorgen in die Zukunft schauten, kam die Sonne hervor und nun wölbte sich ein so wunderbar schöner Regenbogen über den Bergen, wie ich ihn früher und auch seither nicht mehr so schön gesehen habe. Wir dachten an den Regenbogen, den Gott nach der Sündflut gemacht hatte, als ein Zeichen seiner der Menschheit verheißenen Gnade und Treue. Und so deuteten wir den wunderbaren Regenbogen auch als eine Verheißung unseres himmlischen Vaters: „Ich will dieses Land der Berge beschützen vor Krieg und Kriegsgefahr“. Und so ist es auch gekommen. Gott hat unser Land in allen den Kriegsstürmen gnädig behütet und hat uns wunderbar hindurchgeholfen. Unser Land durfte eine Insel des Friedens sein mitten im kämpfenden Völkermeer.

Wer die Kriegsjahre miterlebt hat, wird jene letzte Juliwoche und den 1. August 1914, an welchem Tag der Bundesrat das ganze schweizerische Heer zum Grenzschutz aufbot, nicht vergessen. Möge das Schweizervolk auch nie vergessen, wie gnädig Gott hindurchgeholfen hat. Möge Gott auch fernerhin unser liebes Schweizerland beschützen vor den Schrecken eines Krieges.

Ihr lieben jungen Taubstummen! Ihr habt ein herrliches Vaterland, ein Land, in dem sich's gut wohnen läßt, in dem gute Regierungen sorgen für Ordnung, Recht und Sitte. Wir haben ein gut geordnetes Gerichtswesen, ein gut geordnetes Militärwesen, ein gut geordnetes Schulwesen, ein gut geordnetes Verkehrswesen, ein gut geordnetes Armenwesen und in den Kantonen und in der Eidgenossenschaft eine gute Verwaltung. In den Krankenhäusern und in den Sanatorien werden die Kranken gut gepflegt, die Krankenkassen und Unfallkassen helfen dem arbeitenden Volk zur Zeit der Not. Die Schweiz ist ein geachtetes Land. Es ist ein großes Vorrecht, ein Schweizer oder eine Schweizerin zu sein. Jeder Schweizer, also auch ihr habt die Pflicht, mitzuhelfen, daß im Schweizerland auch fernerhin Gerechtigkeit und Friede wohnen. Wer wählen darf, soll mithelfen, daß immer nur gute Männer in die Räte und Regierungen der Gemeinden, der Kantone und des Bundes kommen. Haltet fest an den guten, einfachen Sitten, seid treu und fleißig in eurem Beruf, so helfet auch ihr mit, das Wohl des Landes und des Volkes zu pflegen und zu fördern.

A. Gukelberger.

Erntezeit.

Heiß brennt die Sonne herab auf das Land. Schlaff und welk legt da und dort das Gemüse die breiten Blätter auf den Boden. Wie ausgedörrt ist die Erde. Aber drüben auf den Getreidefeldern reift in den Aehren das Korn heran. Der Bauer sieht's voller Freude. Noch wenige Tage, und dann wird er anfangen den Gottessegen in die Scheunen zu bergen.

Kommt, Kinder, hinaus in das Ernteſeld!
Es blinken die Sicheln, die Aehre fällt,
Gott schenket uns herrlichen Segen.
Wie stehen die Garben so reichlich umher!
Es schwanket zur Scheune der Wagen so schwer,
All' Hände so fröhlich sich regen.

* * *

Aber schwergebeugt von Sorgen,
Aus der Armut niedrem Haus
Wandelt mit dem frühen Morgen
Eine Mutter traurig aus.
Und sie sammelt unter Zähren (Tränen)
Mühsam mit dem Töchterlein
Von zurückgelass'nen Aehren
Sich geringen Vorrat ein.
Doch da bricht die heitre Sonne
Glänzend aus Gewölk hervor,
Und getrost mit stiller Wonne
Hebt die Frau den Blick empor:
„Vater, du verläßt mich nicht".

Zu allen Zeiten, schon Moses hatte es dem Volk Israel im Gesetz geboten, war es den Armen erlaubt, nach vollbrachter Ernte die Aehren aufzulesen. So ist es auch bei uns Sitte. Nach der Ernte sehen wir Frauen mit ihren Kindern die Felder absuchen. Es füllt sich Sack um Sack. Wohl schmerzt der Rücken vom vielen Bücken, aber in den Säcken ist Brot für viele Tage.

Das tägliche Brot.

Wir sind gewohnt, jeden Tag unser Brot zu essen, ohne darüber nachzudenken, woher es kommt, daß wir alle Tage unser Brot haben. Wir wissen, daß das Brot aus Mehl bereitet wird, daß das Mehl in der Mühle aus den Körnern gemahlen wird. Aber wir kümmern uns nicht darum, ob immer genug Getreide da ist. Man hört von Hungersnöten in China, wo viele Tausende Hungers sterben. Man hörte von Hungersnöten in Indien und in Rußland. Aber bei uns hat es noch nie eine Hungersnot gegeben. Eigentlich sollte es auf der Erde keine Hungersnot geben, denn der himmlische Vater läßt genug Nahrung wachsen für alle Menschen. Auch kann man mit Schiffen und Eisenbahnen rasch Nahrungsmittel in die Gegenden bringen, wo Hunger herrscht. Der Fehler liegt an der ungeordneten Verwaltung und am Geldmangel solcher Länder. Bern besitzt ein Kornhaus. Dieses Gebäude hat seinen Namen davon, daß die bernische Regierung in früheren Zeiten darin Getreide sammelte. Gab es ein Mißjahr, so konnte die Regierung Getreide abgeben und eine Teuerung verhüten. Das war eine weise Fürsorge einer väterlichen Landesregierung. Da es nützlich ist, zu wissen, wie die Schweiz gegenwärtig mit Getreide versorgt wird, so wollen wir einiges darüber schreiben.

Die Getreideversorgung der Schweiz.

Die Schweiz braucht jährlich etwa 48,000 Wagen Getreide (1 Wagen = 10 Tonnen, 1 Tonne = 1000 kg = 10 Säcke à 100 kg). In einem Wagen sind 100 Säcke à 100 kg. Dazu kommen noch etwa 6000 Wagen, welche in den schweizerischen Bauernhäusern selbst verbraucht, also nicht gekauft und verkauft werden. Der jährliche Bedarf an Brotgetreide (d. h. was die Schweiz in einem Jahr braucht) beträgt also ungefähr 54,000 Wagen. Davon produziert (pflanzt selber) die schweizerische Landwirtschaft etwa ein Viertel, also ungefähr 13,500 Wagen. Etwa 40,000 Wagen Brotgetreide müssen importiert (im Ausland gekauft und eingeführt) werden.

Vor dem Krieg produzierte die schweizerische Landwirtschaft nur etwa ein Achtel des gesamten Bedarfs. Das ausländische Getreide war sehr billig (22—25 Fr. pro 100 kg), so billig konnte der schweizerische Bauer nicht produzieren. Er hatte für den Getreidebau hohe Ausgaben und darum auch keinen Gewinn vom Getreidebau. Er trieb viel lieber Milchwirtschaft. Davon hatte er einen größeren Gewinn. Auch kauften die Müller nicht gerne das schweizerische Getreide. Das ausländische Getreide gab mehr und besseres Mehl. Das meiste Getreide kam von Südrußland. Es hatte am wenigsten Feuchtigkeit und konnte 4—5 Jahre gelagert werden. Die Körner waren sehr hart. Das schweizerische Getreide enthielt oft mehr Feuchtigkeit, auch waren die Körner nicht so hart.

Als im Jahr 1914 der Weltkrieg ausbrach, da bemächtigte sich vieler Familien ein großer Schrecken. Man eilte in die Kaufläden und

kaufte Vorräte aller Art zusammen. Gar bald waren die Läden ausverkauft. Denn viele glaubten, daß nun eine Hungersnot komme. Wie stand es mit dem Brotgetreide? Die schweizerische Militärverwaltung besaß noch 2500 Wagen Getreide, die Getreidehändler hatten auch etwa 2500 Wagen in den Lagerhäusern und in Deutschland hatten die Getreidehändler noch 2600 Wagen in deutschen Lagerhäusern liegen. Die deutsche Regierung erlaubte in freundlicher Weise, daß dieses Getreide abgeholt werden dürfe. Im August 1914 hatte die Schweiz also 7600 Wagen Getreide zur Verfügung. Wenn kein Getreide mehr gekommen wäre, so wäre der Vorrat in 2—3 Monaten aufgebraucht gewesen. Dann hätten wir eine Hungersnot gehabt. Aber nächst Gott danken wir es dem Bundesrat und unserer schweizerischen Landwirtschaft, daß wir von einer Hungersnot verschont geblieben sind.

Das Getreidemonopol.

Unsere schweizerischen Getreidehändler konnten kein Getreide mehr kaufen. Die ausländischen Regierungen erlaubten den freien Handel nicht mehr. Aller Handel stand unter der Aufsicht der Regierungen. So mußte unser Bundesrat auch zum Kaufmann werden und für die Ernährung des schweizerischen Volkes sorgen. Er führte das Getreidemonopol ein, d. h. der Bund hatte allein das Recht, Getreide zu kaufen und zu verkaufen. Der Bundesrat errichtete ein Ernährungsamt. Dieses schickte Agenten (beauftragte Kaufleute) nach Amerika, wo sie für den Bund Getreide kaufen mußten. Der Bundesrat kaufte auch Schiffe, welche das Getreide in einen französischen Hafen bringen mußten. Von dort wurde es mit schweizerischen Eisenbahnwagen abgeholt. Der Bundesrat zwang die schweizerische Landwirtschaft, mehr Getreide anzubauen. Die ganze Ernte mußte dem Bund abgegeben werden. Nur was der Bauer selber brauchte, durfte er behalten. So ging es auch mit den Kartoffeln. Das Ernährungsamt faßte alle Lebensmittel, auch Butter, Käse, Milch, Reis, Zucker und Kartoffeln und verteilte sie an die Bevölkerung. Darum hatten wir Brot-, Mehl-, Zucker-, Reis-, Käse-, Milch- und Butterkarten. Es war alles gut geordnet. Wir blieben vor einer Hungersnot bewahrt. Das müssen wir dankbar bekennen.

Während des Krieges hat die schweizerische Landwirtschaft Großes geleistet. Sie durfte aber auch den Lohn für die Mühe ernten. Da die Lebensmittel während des Krieges teuer waren, so wurden dem Bauer die Nahrungsmittel, die er lieferte, gut bezahlt. Die Landwirtschaft hatte gute Zeiten.

Es hat sich während des Krieges und in den Nachkriegsjahren gezeigt, wie sehr wertvoll die schweizerische Landwirtschaft für die Ernährung unseres Volkes war. Als vom Jahr 1922 an die Verhältnisse wieder besser wurden und man aus dem Ausland wieder viel und gutes Getreide kaufen konnte, da war die Gefahr vorhanden, daß die schweizerische Landwirtschaft wieder mit dem Mehranbau von Getreide aufgehört hätte, um zum Grasbau zurückzukehren. Das durfte nicht sein. Die schweizerische Landwirtschaft mußte geschützt werden. Als das ausländische Getreide billiger wurde, da bezahlte der Bund dem schweizerischen Bauer mehr für das von ihm abgelieferte Getreide als für das ausländische. Nun hatte der Bauer aus dem Getreidebau genügend Gewinn und war willig, auch fernerhin soviel als möglich Getreide zu pflanzen.

Das Getreidemonopol war durch den Krieg geboten, aber es war noch nicht gesetzlich geordnet. Die schweizerische Landwirtschaft wünschte, daß das Getreidemonopol beibehalten werde, damit dem schweizerischen Bauer das von ihm gepflanzte Getreide wie bisher zu einem guten Preis abgenommen werde. Auch der Bundesrat, der Nationalrat und der Ständerat wünschten die Beibehaltung des Monopols. Aber andere Teile des Volkes wollten das nicht haben. Sie wünschten nicht, daß der Bund auch im Frieden den Getreidehandel in Händen habe. Sie wünschten, daß das Monopol abgeschafft werde und daß die Getreideeinfuhr wieder dem Getreidehändler überlassen werde. Aber das wünschten sie auch, daß der Bundesrat die Landwirtschaft schütze wie bisher. Am 5. Dezember 1926 fand eine große Abstimmung darüber statt. Das schweizerische Volk verwarf das Monopol und beauftragte den Bundesrat, eine monopolfreie Lösung der Getreidefrage zu suchen. Das ist inzwischen geschehen. Das Monopol hatte bis zum 30. Juni dieses Jahres gedauert. Seit dem 1. Juli ist die neue Getreideverordnung in Kraft getreten. Darüber in der nächsten Nummer. A. G.

Unter unserm Kirschbaum.

Gestern Nachmittag hatten wir keine Schule. Wir gingen alle mit Papa hinauf in den Winkel. Papa wollte dort die Kirschen pflücken und wir konnten einmal einen Nachmittag verträumen und verbummeln. Georg, Emil und Alfred schleppten die große Leiter hinauf. Elsa und Hans hatten Korb und Kratten und Jon trug den Krummstock und den Kirschenhaken. Marie und Elsa nahmen noch Handarbeiten mit. Sie wollten eben doch nicht mehr müßig gehen wie kleine Kinder. Zum Glück hatte Herr Gütlin schon das Gras unter dem Baum gemäht. So konnten wir uns alle bequem lagern ins Heugras. Papa, Julius und Hans stellten nun die große Leiter auf.

Nun band sich Papa den Pflückkratten um und stieg vorsichtig die Sprossen hinauf. Mit dem Krummstock zog er die fruchtbeladenen Aeste und Zweige zu sich heran und knipste die Kirschen an den Stielen ab mit den Nägeln des Daumens und des Zeigfingers. Alle versorgte er hinten in seinem Pflückkratten. Die Kinder aber standen alle unter dem Baum und bei der Leiter und guckten sehnsüchtig hinauf in die Baumkrone. Nur die Oberklasse saß abseits, die Mädchen mit einer Handarbeit; und Alfred paßte auf als Sicherheitswächter, daß niemand an die Leiter stoßen sollte. Ab und zu tropfte eine Kirsche herunter vom Baum. Gierig stürzten alle darauf wie Hühner, wenn man ihnen Futter bringt. Natürlich gab es auch Streit. Vreneli und Max heulten und waren totunglücklich, wenn man ihnen wieder eine Kirsche weggeschnappt hatte. Die Kirschen waren eben gar schön reif und süß und guckten und glitzerten gar verführerisch aus dem Laub heraus. So hatten alle Kinder ein süßes Verlangen wie Eva im Paradies. Ab und zu kam Papa herunter, leerte den Korb, stellte die Leiter auf die andere Seite und stieg wieder hinauf in sein luftiges Hotel. Als wir heimkehrten, hatten alle rote Kirschenmäuler und verschmierte Hände. Auch Papa hatte einen großen Flecken in seinem Arbeitsleibchen. Es sah aus, wie wenn er mit einem Messer gestochen worden wäre. Auch Hedi sah aus wie ein Menschenfresser, rot und blau an Gesicht und Händen. Als Mama diese Geschichte sah, jammerte sie und sagte: Das ist eine schöne Schmier.

Ammann.

Noch eine Kirschengeschichte.

Zum Kirschbaum sprach der liebe Gott:
„Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel rote Kirschen süß und frisch.

Nach Hebel.

Am Anfang unserer Allee steht ein schöner Kirschbaum. Er hatte prächtig geblüht und viele Früchte angesetzt. Mit Freuden sahen es unsere Mädchen und hofften auf süßen Genuß. Kaum fingen die Kirschen an sich zu röten, da kamen auch schon die ungebetenen Gäste in Scharen, nicht nur die Spatzen, sondern auch Finken und Amseln der ganzen Umgegend. Ein Starenvater brachte seine ganze Familie auf den Kirschbaum. Die machten großen Lärm aus Freude über den reich gedeckten Tisch. So labten sich alle Vögel unseres Gartens und unsere Umgebung. Und unsere Mädchen? Die standen in Gruppen unter dem Baum und klatschten in die Hände, die Vögel zu verscheuchen. Umsonst! Die Mädchen waren sehr erzürnt über die Kirschenräuber und hätten gerne gehabt, wenn ich geschossen hätte. Aber das mochte ich nicht. Ich hätte damit nur den Baum verdorben und mir ein wundes Gewissen gemacht. Zum Dank dafür setzte sich die Amsel auf das Dach und sang mir ein schönes Abendlied. Auch die Raben, die ebenfalls gerne von den Kirschen naschten, riefen aus vollem Halse: „Rab, rab!" Das sollte wohl heißen: „Hab Dank!"

Nun, die Mädchen kamen auch noch zu Kirschen. Fräulein Martha hatte Geburtstag und kaufte den Kindern einen ganzen Korb voll. Da waren die Herzchen zufrieden und die bösen Vögel waren bald vergessen. A. G.

Gefunden.

1. Ich ging im Walde so für mich hin,
   und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
2. Im Schatten sah ich ein Blümlein stehn,
   wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön.
3. Ich wollt' es brechen, da sagt es fein:
   „Soll ich zum Welken gebrochen sein?"
4. Ich grub's mit allen den Würzelein aus,
   zum Garten trug ich's am hübschen Haus.
5. Und pflanzt es wieder am stillen Ort;
   nun zweigt es immer und blüht so fort.

Goethe.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof", Bern.

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. September 1929 | Nr. 3 | 1. Jahrgang

Zufriedenheit.

Irgendwo steht in der Nähe einer Stadt ein altes Häuslein. Darin wohnt eine Familie mit mehreren Kindern. Ein kleiner Hof umgibt die Hütte. Ein großer Hund bewacht Haus und Hof. Im Hof sieht man Hühner, Enten und Gänse und in einem Stall hat es wohl Schweine und Ziegen. Im Haus und im Hof geht es sehr friedlich zu. Nie hört man dort schimpfen und schreien. Die Gans frißt mit dem Hund aus einer Schüssel, und am Nachmittag schläft die Katze auf dem Rücken des Hundes. Die Leute sind nicht wohlhabend, aber sehr fleißig. Sie haben gewiß nicht viel Geld, aber sie sind zufrieden. Man fühlt den Frieden, wenn man vorbeigeht. Woher mag das kommen? Die Antwort auf diese Frage finden wir am Haus angeschrieben. Da steht vorn mit großen Buchstaben:

Wenn du im Herzen Frieden hast,
Wird dir die Hütte zum Palast.

Die Leute fühlen sich in ihrer Hütte also so glücklich, wie wenn sie in einem Palast wohnen würden. Der Frieden im Herzen schafft den Frieden im Hause. Ach wie wohl tut solcher Frieden, solche Zufriedenheit! Die Unzufriedenheit dagegen ist eine Quelle, aus welcher fort und fort Bitterkeit, Traurigkeit, Zorn und Neid fließen. Ein unzufriedener Mensch ist unglücklich, aber auch unangenehm für seine Nebenmenschen. Es ist auch bei vielen Taubstummen so. Wieviel wird geklagt über die Unzufriedenheit so mancher Taubstummen! Wie manche Mutter hat schwer zu tragen an ihrer unzufriedenen taubstummen Tochter! Das sollte nicht sein. Woher kommt die Unzufriedenheit? Daher, daß man immer auf die anderen schaut, immer auch das haben möchte, was die anderen haben. Der unzufriedene Mensch verachtet das, was ihm Gott gegeben hat. Es ist ja wahr, daß es auf der Erde viel Ungleichheiten gibt. Den einen ist ein schönes Los, den anderen ein schweres Los beschieden (von Gott zugeteilt). Die einen haben alles Schöne zu genießen, andere haben wenig Schönes auf der Erde. Sie müssen viel entbehren, d. h. können viel Angenehmes nie bekommen. Das läßt sich von uns nicht ändern. Das Schwere muß eben getragen werden. Nicht nur die Armen, auch die Reichen haben ihre Sorgen. Der Bauer und der Knecht, der Meister und der Arbeiter, die Regierenden, die Beamten, die Verheirateten und die Ledigen, alle, alle haben ihre Sorgen. Ein jeder Stand hat seine Last. In jedem Stand gibt es aber auch zufriedene Menschen. Sie schauen nicht auf das, was die anderen haben. Sie sind dankbar für das, was Gott ihnen zugeteilt (beschieden hat). Sie begnügen sich damit, sie haben genug daran. Liebe junge Taubstumme! Auch ihr habt in eurem Leben Schönes, für das ihr danken könnt: liebe Eltern, eine schöne Heimat, einen guten Meister, eine liebe Meistersfrau, liebe Freunde, Arbeit und Verdienst. Seid dankbar für das und freuet euch daran. Das ist der Weg zur Zufriedenheit. Dann wird der Frieden aus euren Augen leuchten. Euer Leben wird schöner werden, und ihr werdet euren Nebenmenschen lieb und angenehm werden.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Die neue Getreideverordnung.

Wir haben das letztemal davon gesprochen, daß der Bundesrat die Aufgabe bekommen hatte, eine monopolfreie Getreideversorgung der Schweiz zu suchen. Der Bund sollte also

nicht mehr alles Getreide selber kaufen. Der Getreidehandel sollte von den Getreidehändlern besorgt werden. Die Aufgabe war nicht leicht. Es gab da sehr verschiedene Meinungen. Auf der einen Seite standen die Arbeiter. Sie sagten: „Wir haben große Familien und brauchen viel Brot. Wir wünschen, daß wir billiges Brot bekommen. Der Bund soll das ausländische Getreide ohne Zoll einführen lassen, dann gibt es billiges Brot.“ Das war die Meinung (der Standpunkt) vieler Brotesser (Brotkonsumenten; konsumieren = essen, brauchen, verbrauchen). Wir können den Standpunkt der Konsumenten gut verstehen. Wer wollte nicht gerne billiges Brot haben! Aber der Bundesrat mußte auch auf die andere Seite schauen. Da standen die Bauern. Die sprachen: „So billig, wie Amerika, können wir das Getreide nicht liefern. Wir haben teueres Land, teuere Arbeitskräfte, mehr Arbeit als die Landwirte in Amerika. Wenn wir unser Getreide so billig verkaufen müssen, wie das ausländische Getreide verkauft wird, dann haben wir gar keinen Gewinn vom Getreidebau. Dann kommen wir in Not. Wir haben während des Krieges und während der Teuerung das Schweizervolk vor der Hungersnot bewahrt, indem wir sehr viel Getreide angebaut haben. Es ist nicht recht, wenn wir nun in Not kommen sollen.“ Das war der Standpunkt der schweizerischen Getreideproduzenten. (Produzieren = erzeugen; die Bauern erzeugen Getreide aus dem Boden. Das Getreide ist ein Produkt. Der Bauer ist ein Getreideproduzent.) Wir können den Standpunkt der Getreideproduzenten auch gut verstehen. Die Meinungen der Arbeiter und der Bauern waren also ganz verschieden. Was sollte da der Bundesrat machen? Durfte er nur auf die Konsumenten schauen? Durfte er die Landwirtschaft schädigen? Durfte er vergessen, welch große Dienste die Landwirtschaft während des Krieges unserem Lande erwiesen hatte? Nein. Die Landwirtschaft durfte nicht geschädigt werden. Das war nicht nur der Standpunkt des Bundesrates, sondern auch vieler Bürger. Sie wünschten, daß die Landwirtschaft geschützt werde. Der Bundesrat und viele Bürger wünschen, daß die schweizerischen Bauern viel Getreide bauen. Wenn es wieder einmal einen Krieg gibt, so sind wir vor einer Hungersnot geschützt, wenn unsere Bauern viel Getreide pflanzen.

Es gab viele Beratungen. Die Bauern, die Müller und die Getreidehändler wählten tüchtige, bedeutende Männer aus. Das waren die Vertreter der Bauern, Müller und Getreidehändler. Der Bundesrat hatte viele Sitzungen mit ihnen. Endlich wurde der Beschluß gefaßt:

1. Der Bund kauft von den schweizerischen Bauern ihr selbstgebautes Getreide. Er bezahlt ihnen für 100 kg durchschnittlich 8,50 Franken mehr, als das ausländische Getreide kostet. Schlechtes Getreide wird nicht angenommen. Für sehr gutes Getreide bekommen die Bauern mehr, für weniger gutes Getreide weniger.
2. Der schweizerische Bauer, welcher selbstgebautes Getreide in der Mühle mahlen läßt, um es im eigenen Haushalt zur Brotbereitung zu verwenden, bekommt pro 100 kg 7,50 Fr. vom Bund. Der Gebirgsbauer, welcher selbstgebautes Getreide im Haushalt fürs Brot verwendet, bekommt 12 Fr. pro 100 kg vom Bund. Das nennt man die Mahlprämie.
3. Aehrenleser und Aehrenleserinnen, welche die gesammelten Körner in einer Mühle mahlen lassen, um von diesem Mehl Brot für sich backen zu lassen, bekommen vom Bund auch 7.50 Fr. pro 100 kg Körner.

Durch diese Bestimmungen wird die schweizerische Landwirtschaft geschützt. Die Bauern haben nun Gewinn vom Getreidebau und pflanzen gerne Getreide.

Der Bund ist nun also doch wieder Getreidehändler geworden, weil er den Bauern das Getreide abkauft. Was soll er damit machen? Er muß es den Müllern verkaufen. Aber wenn die Müller lieber ausländisches Getreide kaufen? Was soll dann der Bundesrat machen? Darum hatte der Bundesrat auch wichtige Verhandlungen mit den Müllern. Es wurde beschlossen:

1. Die Müller müssen das vom Bund gekaufte Inlandgetreide vom Bund kaufen. Es wird auf die Mühlen verteilt. Große Mühlen bekommen mehr, kleine Mühlen weniger.
2. Die Mühlen unterstehen der Aufsicht des Bundes.
3. Nur der Bund darf Backmehl aus dem Ausland einführen. Er wird das nur dann tun, wenn es notwendig ist.

Mit den Getreidehändlern wurde vereinbart (beschlossen):

1. Der Getreidehandel steht unter der Aufsicht des Bundes.
2. Die Getreidehändler verkaufen das Brotgetreide nur an die Mühlen.

Damit in der Schweiz immer ein genügender Vorrat von Brotgetreide vorhanden ist, wurde beschlossen:

1. Der Bund unterhält fortwährend einen Vorrat von 8000 Wagen Brotgetreide.
2. Von diesen 8000 Wagen müssen die Mühlen 4000 Wagen unentgeltlich für den Bund lagern.
3. Diese Lager unterstehen der Aufsicht des Bundes.

Wer führt diese Aufsicht? Die eidgenössische Getreideverwaltung. Sie befindet sich in Bern. Die Beamten dieser Verwaltung kaufen den Bauern das Getreide ab. Sie setzen die Preise fest. Sie besuchen die Mühlen und Getreidehandlungen und prüfen alles. Müller und Getreidehändler, welche betrügen, werden schwer gestraft. Wir dürfen mit der neuen Getreideordnung zufrieden sein.

Das ausländische Getreide kommt meist von Amerika. Es kommt per Eisenbahn, aber auch auf Rheinschiffen nach Basel. Hier befinden sich mächtige Getreidehäuser oder Silos. Von der Einrichtung solcher Silos kann vielleicht später einmal gesprochen werden. A. Gukelberger.

Besuch der Saline Schweizerhalle.

Die Saline Schweizerhalle bei Basel ist eine große, ausgedehnte Fabrikanlage. Mächtige Kamine ragen über die Gebäude hinaus. Ueber dem Portal sind zwei Bergwerkshämmer dargestellt. Die Saline ist eben ein Bergwerk. Der Salzfelsen liegt aber tief im Boden und geht sogar unter dem Rheinbett hindurch. Tiefe Bohrlöcher reichen bis zum Salzfelsen. Vom Rhein wird Wasser angesogen, damit das Steinsalz aufgelöst wird. So entsteht im Boden Salzwasser oder Soole. Von den Bohrtürmen, die weit draußen auf dem Feld stehen, kommt die Soole in Röhren zu den beiden Reservoirs. Das sind zwei riesengroße, runde Kessel. Sie stehen mitten in der Fabrikanlage im Freien.

Von den Reservoirs wird die Soole zu den Salzpfannen geleitet. Es gibt dreierlei: Retortenpfannen, mechanische Pfannen und gewöhnliche Kochpfannen mit Handbetrieb. Die Retortenpfannen sind auf einem eisernen Gerüst. Sie sehen aus wie riesige Konfitürentöpfe. Da wird die Soole erhitzt. Dann kommt sie zu den Schwingmaschinen. Ein Arbeiter ließ eben die Soole einlaufen, bis der Kessel der Schwingmaschine voll war. Dann wurde der Motor eingeschaltet und die Schwingmaschine drehte sich wie ein Karussel, nur viel, viel schneller. Das Salzwasser war zuerst farblos. Bald aber wurde es braun und gelb und so immer heller, je mehr Wasser durch die Löcher des Mantels wegspritzte. Zuletzt war der Mantel der Maschine blendend weiß. Der Arbeiter stellte den Motor ab und die Schwingmaschine stand alsobald still. Der ganze Mantel war voll feiner Salzkörnchen. Die Männer schaufelten nun das Salz heraus und warfen es wie Schnee durch einen Schacht hinab in bereitstehende, leere Rollwagen. Unterdessen wurde die andere Schwingmaschine gefüllt und angelassen. In fünf Minuten hatte sie schon Salz. Der Arbeiter sagte, es wären fünf Zentner darin. Die Schwingmaschinen arbeiten eben sehr rasch und geben das feine, pulverige Tafelsalz. Wir besichtigten aber auch die alten, großen Salzpfannen. Sie sind viereckig wie Kuchenbleche, aber etwa 700mal größer. Darin wird das Salzwasser verdampft. Jede Pfanne steht auf einem mächtigen Ofen. In der mechanischen Salzpfanne geht ein großes Rührwerk langsam hin und zurück und schürft das Salz an den Pfannenrand. Bei den ganz alten Pfannen dagegen müssen Männer das Salz ans Ufer ziehen mit langstieligen Krucken. Diese Arbeit ist sehr mühsam und anstrengend. Das zusammengekratzte Salz wird auf den Pfannendeckel geworfen. Dort kann es erst abtrocknen. Dann kommt das Salz auf den Rüttler und wird von diesem auf das Transportband geworfen. Das Transportband endlich nimmt das Salz hinüber ins Magazin. So macht das Salz von den Pfannen zum Lager noch eine lustige Hopserfahrt wie die Leute an der Messe auf der Rüttelrutschbahn.

Zuletzt besuchten wir noch das Magazin. Da sahen wir Salzhaufen so groß wie Berge. Wir meinten, wir wären in den Hochalpen, so weiß war alles um uns her. Da hatte es pulveriges Tafelsalz und körniges Kochsalz. Das Kochsalz kommt aus den Pfannen. Die Saline verkauft aber auch Viehsalz und Gewerbesalz. Das Viehsalz ist das schmutzige Salz vom Pfannenboden. Man färbt es noch ein wenig, damit man es rasch erkennt. Das Gewerbesalz entsteht, wenn man die Pfannen putzt und den Kesselstein abkratzt. Das Gewerbesalz braucht man in den chemischen Fabriken. Man macht daraus Salzsäure und Schwefelsäure.

Die Saline Schweizerhalle verschickt jeden Tag etwa 1000 Doppelzentner Salz, in einem

Jahr etwa 300,000 Doppelzentner. Sie liefert das Salz fast für die ganze Schweiz. Nur der Kanton Waadt hat in Bex ein eigenes Salzlager. Neben Schweizerhall und Bex gibt es in der Schweiz noch Salinen in Rheinfelden, Riburg und Zurzach. Aber in Zurzach braucht man das Salz zur Herstellung von Soda. In Rheinfelden wird die Soole verwendet für Heilbäder. Das Salzwasser heilt die rheumatischen Schmerzen. Deutschland hat Salzlager bei Grenzach und Wyhlen und in Preußen. Das größte Salzbergwerk ist in Wielicka in Galizien. Frankreich und Italien holen das Salz aus dem Meer aus den sogenannten Salzgärten. Dort muß die Sonne das Wasser verdunsten. Das Salz ist ein wichtiges Lebensmittel. Ohne Salz können wir nicht leben. Ammann.

Was für einen Wert haben ein Paar Schweizerhosen?

Ist das aber eine dumme Frage! Ein Paar Hosen kosten beim Schneider etwa 70 Franken. Eine besondere Art Schweizerhosen gibt es überhaupt nicht. Es ist doch eine Hose ungefähr gleich wie die andere. So denkst du wohl. Weit gefehlt. Es kommt immer noch auf die Umstände an. Wie froh ist der Soldat im Krieg, wenn er ganze Hosen hat. Und was für ein Vermögen waren gute Kleider den Kriegsgefangenen in den Gefangenenlagern! Und so will ich denn erzählen, wie ein Paar wackere Schweizerhosen Wunder gewirkt haben. Es war im Jahr 1919. Da herrschte in Südrußland die Revolution. Es gab damals eine weiße Armee und eine Truppe der Roten. Die bekämpften sich ständig. Bald rückten die Weißen vor, das waren die alten kaiserlichen Truppen; dann kamen wieder die Rotgardisten (Revolutionssoldaten), das waren Bolschewicki, Chinesen und Arbeitersoldaten. Unter diesen Kämpfen hatte die seßhafte, also die dort wohnhafte Bevölkerung sehr viel zu leiden. Am meisten heimgesucht wurden die sogenannten Deutschrussen in der Ukraine. Das waren Nachkommen von Schwaben und Schweizern, die vor vielen, vielen Jahren dort einmal angesiedelt worden waren unter Peter dem Großen. Diese Deutschrussen waren alle zu Ansehen und Reichtum gelangt. Sie hatten eben den Boden gut bewirtschaftet und hielten auf ihren Höfen Zucht und Ordnung. Allein: es kann der brävste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. So hatten es denn die Rotgardisten bei ihrem Feldzug in der Ukraine besonders abgesehen auf die reichen Höfe der Deutschrussen. Urplötzlich standen sie da, umzingelten einen Hof und besetzten ihn. Die Bewohner des Hauses mußten sich in der Stube versammeln, und dann wurden alle an die Wand gestellt und mußten die Hände hoch halten. Der Offizier, oder besser gesagt der Räuberhauptmann, stellte vor jede Person einen Soldaten mit geladenem Rovolver, und zwar wurde der Revolver den armen Ueberfallenen so nahe ans Gesicht gehalten, daß sie in die Mündung hinein schauen konnten. Das war keine gemütliche Aussicht. Nun begann das Verhör. Das heißt, alle mußten sagen, wo sie ihr Geld und ihre Wertsachen hatten und dann wurde jeder dorthin geführt, wo er etwas versorgt hatte. Alles, was irgendwie Wert hatte, wurde von der Räuberbande gestohlen: Banknoten, Bargeld, Kleider, Schmuck, Silberzeug usw.

Nun befand sich aber auf einem dieser Höfe auch ein junger Pfarrer, der aus der Schweiz hergereist war, um seine Verwandten zu sehen. Den hatten die Rotgardisten auch in Haft genommen und ihm seine neuen Pfarrerhosen weggenommen oder annektiert. Wie nun die Soldaten mit ihrem Raub wieder abziehen wollten, sagte der Gutsbesitzer zum Offizier: „Du hast einen bösen Fehler gemacht". „Wieso?" fragte der. Nun, sagte der Bauer: „Sieh, dieser Herr ist ein Schweizer. Dem hast du die Hosen genommen. Die russische Regierung wird dich bestrafen, denn die Schweiz führt keinen Krieg mit Rußland." Ganz verdutzt guckte nun der Offizier den Schweizerpfarrer an und nun entspann sich folgendes Gespräch: „Seid ihr aus der Schweiz?" — „Ja, ich bin Schweizer Bürger." — „Ist die Schweiz eine Republik?" — „Ja, ja". — „Eine Räterepublik?" — „Gewiß, die Schweiz hat einen Bundesrat, einen Nationalrat, einen Ständerat und viele, viele Kantonsräte." — „Ah, so, gleich wie Rußland," machte der Räuberhauptmann vor sich hin und kratzte sich im Haar vor Verlegenheit. „Wo sind Ihre Hosen?" Nun kramten sie das Bündel wieder aus und feierlich übergab der Räuberhauptmann dem Pfarrer seine Hosen wieder. „Mit der Schweiz haben wir keinen Krieg." Und der grimmige Kerl wurde nun mit einem Mal anständig und der Abzug der Räuberbande vollzog sich nun weit harmloser als bei den andern Gutsbesitzern. Ammann.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof", Bern.

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. Oktober 1929 | Nr. 4 | 1. Jahrgang

Wenn man eine Industrie umstellen muß.

Nun bist Du nicht mehr in der Anstalt. Du gehst vielleicht jetzt in eine Lehre oder bist in einer Fabrik. Vielleicht bekommst Du schon ein wenig Lohn. Die einen verdienen mehr als Du. Und die Fabrikanten! Ja, die verdienen so viel. Sie haben schöne Häuser, Autos und können sehr nobel leben. So denkst Du. Und doch hat es der Fabrikant nicht immer so bequem, wie Du es Dir ausdenkst. Es gibt auch bei den reichen Geschäftsleuten Zeiten, wo sie viel Sorgen haben und nicht wissen, wie sie den Leuten Arbeit und Verdienst geben können. Diese Sorgen kommen, wenn man eine Industrie umstellen muß. Davon will ich Dir einiges erzählen. Noch vor 20 Jahren hatten die Sticker in der Ostschweiz viel Arbeit. Die Frauen trugen damals weiße Stickereikleider mit viel Spitzen daran. Auch die Unterwäsche war mit Spitzen verziert. Nun aber sind diese Stickereikleider aus der Mode gekommen. Die Frauen treiben heute auch Sport und tragen darum nur kurze Röcke und Unterkleider aus Kunstseide. Und weil die Kleiderhändler keine Stickereien mehr verkaufen konnten, gab es auch keine Bestellungen mehr bei den Stickerei-Fabrikanten. Viele konnten darum ihren Stickern keine Arbeit mehr geben. Die Stickmaschinen standen still und manche Fabrik war leer. So hatten in der Ostschweiz viele Fabrikanten schwere Zeiten. Da verdienten sie nicht viel Geld. Aber mancher Fabrikant hatte in den guten Jahren etwas gespart. Nun mußte er studieren, wie er das gesparte Geld nutzbringend verwerten sollte. Er sagte sich: Wenn die Frauen kurze Röcke tragen, so müssen sie dafür schöne Strümpfe haben. Ich will versuchen, seidene Strümpfe zu machen. Aber ein solcher Entschluß ist nicht leicht. Man braucht neue Maschinen. Man muß die bestehenden Fabriken umbauen. Man muß die Arbeitsleute anlernen und man muß vor allen Dingen die Arbeit selbst von Grund aus verstehen. Das alles kostet viel Geld. Aber auch viel Nachdenken, viel Kopfrechnen; denn alles muß wohl überdacht sein.

In den Sommerferien im letzten Jahr besuchte ich im Appenzellerland einen Vetter. Ich wollte sehen, wie es ihm ginge. Und da erlebte ich eine große Freude. Alle waren geheimnisvoll beschäftigt, oben in der Stube und unten im Fabriksaal. „Du kommst gerade recht“, rief man mir zu. „Sieh da, wir stellen um, wir wollen Socken fabrizieren.“ Richtig, die Frau Fabrikantin nähte höchst eigenhändig die Socken noch zusammen, die frisch aus der Maschine kamen. Unten im Fabriksaal stand barfuß der junge Fabrikant, der Sohn, der die Maschine selbst montiert hatte und sie zum Gehen brachte. Eine Fabrikarbeiterin wurde in die neue Kunst eingeweiht und voll Feuereifer verfolgten alle, der Fabrikant, sein Sohn, die Arbeiterin und ich das Werden der ersten seidenen Socken. Immer noch kamen einzelne Fehler zum Vorschein. Aber doch sahen wir, wie die Socken immer vollkommener wurden. Und als nach langem Düfteln und Studieren endlich die ersten brauchbaren Socken aus der Maschine herauskamen, so frisch und fröhlich wie eine Wurst aus der Wurstmaschine, da konnte ich meinem Vetter von Herzen gratulieren. Es gab kein Fest und kein Festessen! Und doch lachte uns allen das Herz im Leibe, wenn wir daran dachten, daß nun wieder Verdienst in die Gemeinde kommen könnte. Das glückliche Gelingen gab auch meinen Verwandten neuen Mut. Sie kauften noch mehr Maschinen, lehrten die bewährten früheren Arbeiter an und so kam ein neuer Schwung in den Betrieb. Aber eine Strumpfmaschine kostet 100,000 Fr. Eine Sockenmaschine 15—20,000 Fr. Und nun mußte man

erst noch wieder studieren, wie und wo und wem man die fertige Ware verkaufen soll. Da siehst Du nun: Es ist nicht so leicht, Fabrikant zu sein. Ein Fabrikant muß viel wagen: Geld, Gesundheit, Kraft, Anstrengung. Er hat viel Sorgen und schlaflose Nächte. Er muß sehen, wie er bestehen kann. Denn nun muß er zuerst viel Geld verdienen, bis die Maschinen abbezahlt sind. Und wenn er nach vielen Jahren auch ein Vermögen verdient, so muß eben immer Geld da sein, um den Betrieb verbessern zu können. Geist, Geld und Arbeit müssen da einander helfen. Der Fabrikant braucht den Arbeiter, aber der Arbeiter braucht auch den Fabrikanten. Und darum ist es nicht verständig, wenn man auf seinen Brotherrn neidisch ist, wenn man über ihn schimpft. (Es heißt auch da: Genieße, was Dir Gott beschieden, entbehre gern, was Du nicht hast. Ein jeder Stand hat seinen Frieden; ein jeder Stand auch seine Last.) — Kopf und Hand gehören zusammen.

-mm-

Treue Freunde.

Eine alte Geschichte, aber sehr interessant. Der berühmte Dichter Schiller hat sie in schönen Versen erzählt. Aber ein wenig schwer. Ich will sie euch auch erzählen. Ganz einfach, daß sie jeder versteht.

Es war vor mehr als 2000 Jahren. Da regierte in der Stadt Syrakus auf der Insel Sizilien der König Dionysius. Er war ein strenger Herr und strafte grausam, wenn jemand ungehorsam war. Darum hatten ihn die Leute nicht gern. Viele haßten ihn. Möros wollte ihn sogar töten. Er steckte ein großes Stechmesser (einen Dolch) in die Tasche und schlich ins Schloß zum König. Aber der hatte viele Polizisten. Die sahen Möros. Sie verhafteten ihn und nahmen ihm den Dolch ab. Dann führten sie Möros vor den König. Der war schrecklich zornig und fragte Möros: „Was wolltest du mit dem Dolch?“ Möros antwortete mutig: „Ich wollte dich töten, weil du ein so grausamer Herrscher bist.“ Da sagte der König zu Möros: „Du mußt zur Strafe am Kreuz sterben.“ Möros sagte: „Ich bin zum Sterben bereit und bitte nicht um Verzeihung. Aber ich möchte vor dem Tod meine Schwester mit ihrem Bräutigam verheiraten. Laß mich noch drei Tage leben, daß ich in mein Heimatdorf gehen und meiner Schwester Hochzeit machen kann. Ich habe hier in Syrakus einen Freund. Der bleibt für mich im Gefängnis, bis ich wiederkomme. Wenn ich nicht wiederkomme, kannst du meinen Freund für mich kreuzigen lassen. Aber ich will nicht fliehen. Ich komme nach drei Tagen gewiß wieder.“ Der König glaubte das nicht. Er meinte, Möros wolle fliehen und seinen Freund für sich kreuzigen lassen. Darum lachte der König boshaft und sagte zu Möros: „Drei Tage will ich dir schenken. Aber wenn du dann nicht da bist, muß dein Freund am Kreuz sterben.“

Möros ging schnell zu seinem Freund und sagte zu ihm: „Ich wollte den König ermorden. Darum muß ich am Kreuz sterben. Aber ich darf vorher noch heim und meine Schwester verheiraten. Bleibe du für mich drei Tage im Gefängnis.“ Der treue Freund sagte kein Wort. Er umarmte Möros und ging für ihn ins Gefängnis.

Möros wanderte schnell in sein Heimatdorf und verheiratete seine Schwester mit ihrem Bräutigam. Am dritten Tag morgens früh war Möros schon auf dem Rückweg nach Syrakus. Aber es regnete sehr stark und die Bäche brachten viel Wasser in den Fluß. Der Fluß führte Hochwasser und zerstörte die Brücke. Nun konnte Möros nicht hinüber. Er lief am Ufer hin und her und suchte ein Schifflein zum hinüberfahren. Er rief auch laut nach einem Schiffer. Aber da war kein Schiffer und kein Schifflein. Es regnete immer stärker und der Fluß wurde zum wilden, reißenden Strom. Da kniete Möros am Ufer nieder und betete zu Gott: „Herr, wehre dem wilden Wasser. Es ist schon Mittag. Wenn ich am Abend nicht in der Stadt bin, wird mein lieber Freund gekreuzigt.“ Aber der Strom wurde noch wilder und Möros wartete Stunde um Stunde vergeblich. Endlich sprang er in den Strom und schwamm mit größter Anstrengung hinüber. Er dankte Gott für seine Rettung und eilte sofort weiter.

Da sprangen Räuber aus dem Wald hervor. Die drohten Möros mit Keulen und wollten ihm sein Geld und seine Kleider rauben. Möros wurde vor Schrecken bleich und rief: „Ich habe kein Geld. Haltet mich nicht auf. Ich muß zu meinem Freund.“ Er riß einem Räuber die Keule aus der Hand und schlug damit drei von den Bösewichten nieder. Da bekamen die andern Angst und liefen davon.

Es war aber schrecklich heiß und Möros war sehr müde und durstig geworden. Er konnte fast nicht mehr gehen. Da rief er zu Gott:

„Du hast mich von den Räubern errettet und hast mir durch den Strom geholfen. Laß mich nicht vor Durst sterben, sonst wird mein Freund gekreuzigt.“ Da hörte Möros nahe am Weg eine Quelle rauschen. Voll Freude eilt er hin. Er trank von dem frischen Wasser und kühlte seine heißen Arme und Füße.

Es war Abend geworden und die Sonne wollte untergehen. Da kamen zwei Wanderer aus der Stadt. Die sagten zueinander: „Jetzt wird er ans Kreuz genagelt.“ Das hörte Möros. Da trieb ihn die Angst zu schnellstem Lauf. Ueber der Stadt sah er schon das Abendrot. Da kam sein Diener aus der Stadt. Der sah Möros kommen und rief voll Schrecken: „Du kommst zu spät. Dein Freund wird jetzt gekreuzigt. Du kannst ihn nicht mehr retten. Der grausame König hat deinen Freund verlacht und gesagt, du kommest nicht mehr, du seiest geflohen. Aber dein Freund hat bis zuletzt fest an dich geglaubt und auf deine Rückkehr gehofft. Nun ist es zu spät. Fliehe und rette dein eigenes Leben.“ Möros wollte aber nicht fliehen. Er sagte: „Wenn ich meinen Freund nicht mehr retten kann, so will ich mit ihm sterben. Der König soll nicht glauben, daß ich meinem Freund nicht treu geblieben sei. Er soll mich auch kreuzigen lassen. Aber er soll sehen, daß es treue Freunde gibt.“

Möros eilte zum Stadttor. Da sah er sehr viele Leute. Die schauten zu, wie sein armer Freund mit einem Seil ans Kreuz hinauf gezogen wurde. Möros drängte sich mit Gewalt durch die dichte Menschenmenge und rief: „Kreuziget mich, nicht meinen Freund!“ Er stürzte dem Freund in die Arme und beide weinten vor Schmerzen und Freude. Auch die vielen Zuschauer weinten mit den treuen Freunden.

Ein Mann lief zum König und erzählte ihm: „Möros ist doch noch gekommen. Er hat sein Versprechen gehalten. Die beiden Freunde umarmen einander und weinen vor Schmerzen und Freude und alle Zuschauer weinen mit ihnen.“ Da wurde das harte Herz des Königs weich. Er wunderte sich über die treuen Freunde und ließ beide sofort zu sich führen. Sie standen vor dem König und er schaute sie lange verwundert an. Endlich sagte er: „Ich habe bis heute nicht an Liebe und Treue geglaubt. Aber ihr habt durch eure Treue bis in den Tod mein hartes Herz bezwungen. Ich bitte euch, laßt mich den dritten Freund in eurem Bunde sein.“ Dionysius wurde auch ein treuer Freund und ein guter König. Chr. Esenwein.

Von der Wasserversorgung in Zürich.

1. **Quellwasser.** Es war in den heißen Sommertagen. Alle paar Stunden fuhr der Straßensprengwagen an der Anstalt vorbei. Jeden Abend trugen die Leute viele Spritzkannen voll Wasser in ihre Gärten oder besprengten die Pflanzen stundenlang mit ihren Gartenschläuchen. Und wieviel Wasser wurde erst in den Häusern gebraucht zum Trinken, Kochen, Waschen und zum Abkühlen der Speisen. Woher kommt denn diese Menge Wasser? „Aus einer Quelle“ meinten die Schüler. O, keine Quelle liefert so viel Wasser. Denkt, die Stadt Zürich braucht durchschnittlich täglich etwa 500,000 Hektoliter Wasser und bei dieser Hitze sogar 700,000 bis 1,000,000 Hektoliter. „Also sind es viele Quellen zusammen.“ Gewiß, Zürich hat im ganzen 310 Quellen, viele rings um die Stadt herum, andere weit weg im Sihltal, sogar im Kanton Zug.

2. **Seewasser.** Aber alle diese Quellen zusammen genügen immer noch nicht. So muß denn die Stadt noch Wasser aus dem See holen. „Pfui“ sagten die Schüler, „wir trinken doch kein Seewasser; das ist ja schmutzig“. O doch, alle Leute in der Stadt brauchen Seewasser zum Kochen, Trinken, Waschen usw.; aber dieses Wasser ist nicht mehr schmutzig, sondern gereinigt. „Wie kann man denn das Wasser reinigen?“ fragten mich die Schüler. Das geschieht in der großen Filtrieranlage (= Reinigungsanlage, Kläranlage) an der Albisstraße in Wollishofen. Die wollen wir uns einmal anschauen.

3. **Ein Besuch in der Filtrieranlage.** Wir gehen einen sehr langen, geraden Zaun entlang. Mehrere lange, niedrige, gemauerte Gebäude mit geschlossenen grünen Läden stehen dahinter. Sie haben ein ebenes Dach und sind mit Erde und Gras bedeckt. In der Mitte ist ein Wohnhaus. Da wohnt der Wärter. Wir melden uns. Ein freundlicher Mann führt uns bereitwillig überall in der weiten Anlage herum und erklärt uns alles. Er öffnet die Türe eines dieser niederen Gebäude. Wir treten ein. „Ah, wie kühl ist es da drinnen. Aber man kann ja fast nichts sehen.“ Doch bald gewöhnen sich unsere Augen an das Halbdunkel. Wir erschrecken fast. Wir stehen am Rand eines großen, gemauerten Wasserbeckens ohne Geländer — und dort, und dort hat es noch mehr solcher Becken, eine lange Reihe in dem weiten Raum. Der Wärter erklärt uns: „Das sind die Vorfilter. Da hinein fließt das Seewasser. Am Boden ist eine

Sandschicht, einen halben Meter dick. Langsam sickert das Wasser durch den Sand hinab. Der Schlamm und andere Unreinigkeiten bleiben zurück. Sauber kommt das Wasser unten heraus." Unser Führer öffnet einen Schacht und zeigt uns, wo das saubere Wasser heraus fließt.

„Ist es wirklich schon ganz rein?" Nein, noch nicht genügend. Der Wärter führt uns in ein anderes, ähnliches Gebäude. „Das sind die Reinfilter" sagt er. „Von den Vorfiltern fließt das Wasser hieher und wird jetzt zum zweitenmal filtriert" (= durch den Sand gereinigt, gesiebt). Wieder sehen wir die großen, weiten Wasserbecken mit der dicken Sandschicht am Boden. Der Filterwärter versichert uns, daß das Seewasser nun ganz sauber sei, noch reiner sogar als Quellwasser. Wir danken dem freundlichen Mann für seine Führung und verabschieden uns.

4. **Das Pumpwerk.** „Aber wie kommt das Seewasser in diese Filteranlagen?" fragen die Kinder. „Es kann doch nicht vom See bergauf fließen." Wir gehen hinab zum Seeufer. An der Stadtgrenze bei Kilchberg steht ein Pumpenhaus. Da drin ist ein schrecklicher Lärm. Drei große elektrische Pumpen arbeiten ständig. Eine 500 Meter lange Röhre ist vom Pumpwerk weg in den See hinaus gelegt; aber nicht auf den Boden, sonst würde sie ja vom Schlamm verstopft, auch nicht an die Wasseroberfläche, wo doch allerlei Unreinigkeiten schwimmen, sondern etwa in halber Seetiefe. Acht starke, eiserne Stützen tragen sie. Durch diese Röhre saugen die Pumpen das Wasser aus dem See und treiben es nachher den Berg hinauf zur Filtrieranlage. Wir staunen, wie alles so gut eingerichtet ist.

5. **Die Kosten.** „Wie viel hat denn die ganze Anlage gekostet?" fragt Eugen den Wärter. „Alles zusammen etwa 6½ Millionen Franken", antwortet dieser. „Und wer mußte das bezahlen?" Natürlich die Stadt Zürich. Jetzt begreifen wir es, warum die Hausbesitzer Wasserzins bezahlen müssen. In jedem Haus hat es eine Wasseruhr, wo man ablesen kann, wie viel Wasser gebraucht wurde. Je mehr Wasser wir fließen lassen, desto größer ist der Wasserzins.

J. Binder.

Sprachecke.

Frage: Mein Freundin schreibt mir, der Arzt befürchte bei ihr einen Rückfall. Was heißt das?

Antwort: Rückfall bedeutet nicht Fall auf den Rücken, sondern das Zurückfallen in die alte Krankheit. Beispiel: Eine Tochter hat eine Brustfell- und Lungenentzündung gehabt. Sie war fast geheilt, die Fieber waren verschwunden. Da erkältete sie sich. Sogleich traten heftige Fieber auf, die Entzündung der Lungen kam aufs neue — die alte Krankheit war wieder da. Die Tochter hat einen Rückfall gehabt.

Ein anderes Beispiel: Ein Trinker hatte unterschrieben, daß er einen Monat lang keinen Alkohol genießen wolle. Drei Wochen lang hatte er das Versprechen gehalten. Da ließ er sich von seinen ehemaligen Trinkfreunden verführen, nur ein Gläschen zu probieren. Das schade ihm nichts. Aber aus einem Glas wurden zwei, drei, vier und noch mehr. Der Mann war wieder betrunken. Er war in sein altes Laster zurückgefallen. Durch diesen Rückfall war er wieder ins Trinken gekommen.

Frage: Was heißt: ein interessanter Fall?

Antwort: Vor kurzer Zeit war bei uns eine ärztliche Untersuchung. Wir haben ein Mädchen, das ist schon 17 Jahre alt, aber sehr klein. Als der Arzt dieses Mädchen sah, da leuchteten seine Augen und er sprach: „Das ist's, was ich suche. Das ist ein interessanter Fall." Im Spital sind viele Kranke. Da hat es verschiedene Krankheitsfälle. Der Herr Professor zeigt den Studenten gerne die interessanten Fälle, d. h. die Krankheitsbeispiele, welche selten vorkommen.

Von allerlei Fällen.

Der Arzt spricht von Krankheitsfällen, der Richter von Gerichtsfällen, der Notar von Erbfällen, die Zeitung berichtet von Unglücksfällen. Wir haben in unserer Anstalt mehr Fälle von angeborener Taubstummheit als von erworbener (d. h. durch Krankheit entstandene Taubstummheit). Falls ein Kind sehr schwach ist, wird es wieder entlassen. Dann wird ein Platz frei. In diesem Fall können wir ein anderes Mädchen aufnehmen. In allen Fällen muß ein Kostgeld bezahlt werden. Wir haben nun gesehen, daß das Wort Fall sehr oft angewendet wird. Wenn du, lieber Leser oder liebe Leserin, in den Fall kommst, daß du ein Wort nicht verstehst, so mußt du eben jemand fragen, was es bedeutet.

A. Gukelberger.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof, Bern."

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung"

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. November 1929 | Nr. 5 | 1. Jahrgang

Spätherbst.

Nun beginnt in der Natur das große Sterben. Baum und Strauch haben ihre Früchte in der Menschen Hände gelegt und rüsten sich zur großen Ruhe. Und wie vor dem Abscheiden eines frommen Mannes über sein Antlitz wohl ein verklärtes Leuchten geht, so geht über das Antlitz der Natur im Spätherbst ein wundervolles Leuchten von Farben. Da leuchtet das Gold des mächtigen Ahorns neben dem flammenden Rot der Buche und die wilde Rebe, der wir sonst keine Beachtung schenkten, zieht nun in ihren tiefen, herrlichen Farben unsere Blicke auf sich.

Garten und Feld bieten dem Menschen ihre letzten Gaben dar. Es füllt sich Speicher und Keller mit köstlichem Gut. Wie um zu danken, räumt der Mensch draußen alle Unordnung weg und legt dem fruchtbaren Boden mit Pflug, Spaten und Hacke sein Ruhegewand an.

Schon hat der Winter seine Vorboten ins Land gesandt. Mit weißen Mützen und Mänteln schauen sie von den Höhen der Vorberge ins Tal der Menschen herab und mahnen die Säumigen (Langsamen) zur Eile. Denn bald kommt mit Sausen und Brausen der Sturmwind. Er faßt den Baum an seinem Wipfel und zieht ihn vor- und rückwärts, wie wenn er als ein riesenstarker Schwinger mit ihm einen Kampf wagen wollte. Aber unser Baum steht fest. Er ist gesund und lacht dem Wind ins Gesicht und läßt ihm sein buntes Blätterkleid zu Spiel und Kurzweil. Und der Wind, der wilde Bube, nimmt das Laub und wirft es hoch und streut es aufs Land. Dann fährt er aufs Haus los und rüttelt am Dach, an Türen und Fenstern und möchte gerne hinein, um auch da sein Spiel zu treiben. Der Hausvater aber steht am Fenster und raucht in aller Seelenruhe sein Pfeifchen und denkt: „Ja, probier es nur, an meinem Hause ist alles in Ordnung."

Um den Tisch ist die Familie versammelt und freut sich der wohligen Wärme, die der alte Freund in der Ecke, der gute Ofen, ausströmt. Die Mutter, die nie ruhende, denkt bei dem Tosen des Windes mit Befriedigung an die wohlgefüllten Vorratsräume, die im Winter so manchen guten Schmaus auf den Tisch liefern werden. In ihrem Herzen dankt sie dem Geber aller guten Gaben für seine Güte und Freundlichkeit. Mit liebendem Blick umfaßt sie ihre Kinderschar. Da löst sich der liebe Ernstli aus dem Kreis, tritt zur Mutter und legt seinen Kopf an ihren Arm und schaut ihr so warm, so liebevoll in die Augen. Und eben kommt auch die Anna aus der Küche, sie gibt ihrem Mütterlein einen Kuß und spricht: „Ich habe alles bereit gemacht." Die Knaben sitzen indessen an ihren Lernaufgaben, die sie recht und gut machen wollen, denn so wollen es Vater und Mutter. Die Liebe, die Dankbarkeit, der Fleiß und die willige Hilfe ihrer Kinder sind der Mutter gar süße Früchte aller Sorgen und Mühen.. Indem sie so beglückt auf ihre Kinder schaut, da kommt ihr etwas gar Wunderbares in den Sinn: „Wie ich auf meine Kinder, so schaut gewiß vom Himmel her unser aller Vater auf die Menschen herab und freut sich, wenn ein Menschenherz sich ihm liebend öffnet und ihm dankt für seine Gaben und wenn er sieht, wie da und dort Menschen im Frieden beieinander wohnen und einander in Liebe dienend helfen. Und er freut sich gewiß auch, wenn ein Mensch seine Zeit treu ausfüllt und als tüchtiges Glied des Volkes seine Gaben treu verwendet."

Still sitzt das Großmütterlein im Lehnstuhl. Weißes Haar schmückt sein Haupt. Auf seinem Antlitz liegt tiefer Frieden. Eine Bibel liegt geöffnet auf seinem Schoße, indes die Augen

dem Spiel des Windes folgen. Sie sieht den Winter auf den Höhen stehen, bereit ins Tal herabzusteigen. Großmutter sieht die Blätter sich vom Baume lösen und zur Erde sinken. Liebes Großmütterlein! Auch bei dir ist es Spätherbst geworden. Du fühlst, daß die Tage zu Ende gehen und daß auch für dich die große Ruhe anbricht. Aber dein Herz erschrickt nicht vor Tod und Grab. Es schaut schon hinüber in den ewigen Frühling, der deiner wartet. Und das Buch, das du im Schoße hältst, es gibt dir die Speise zur letzten Reise. A. Gukelberger

Graf Zeppelin.

Der Besuch des Luftschiffes „Graf Zeppelin" ist von jung und alt, von groß und klein freudig begrüßt worden. Und immer noch erheben sich, wo es erscheint, die Häupter der Menschen, um diesem Wunder der Technik (Kunst des Maschinen-, Brücken-, Tunnelbaues usw.) staunend nachzusehen. Das Luftschiff trägt den Namen seines Erfinders, des Grafen Ferdinand von Zeppelin. Es wird gewiß viele interessieren, etwas aus dem Leben dieses Mannes zu erfahren.

Ferdinand von Zeppelin stammt aus einer adeligen Familie. Sie wohnte in Konstanz am Bodensee. Hier wurde Ferdinand von Zeppelin am 8. Juli 1838 geboren. Die Familie besaß auch ein schönes Landgut bei Emmishofen. Bald nach der Geburt des Ferdinand zog die Familie auf das Landgut. Hier hat Graf Zeppelin schöne Kindheits- und Jugendjahre zugebracht. Die Eltern hatten viel Zeit, sich den Kindern zu widmen. Der Vater war ein großer Naturfreund. Es war ihm eine große Freude, seine Kinder zu lehren, das Leben in der Natur zu beobachten. Er hatte z. B. eine große Schmetterlings- und Käfersammlung. Er züchtete seltene Raupen. Das Futter für die Raupen mußten die Kinder suchen. Die Kinder wurden auch zum Arbeiten im Feld und Garten angeleitet. Jedes Kind hatte auch ein eigenes Gärtlein. Das selbstgezogene Gemüse durften sie in der Küche oder bei den Nachbarn verkaufen. So verdienten sie sich ein kleines Taschengeld.

Den ersten Unterricht erhielten die Kinder von ihrer Mutter. Später wurden Hauslehrer angestellt. Nachher kam Ferdinand nach Stuttgart in eine höhere Schule, hierauf nach Ludwigsburg in die Kriegsschule. Er schlug also die Offizierslaufbahn ein (d. h. er wollte Offizier werden). Nachdem er die Kriegsschule durchlaufen (alle Klassen durchgemacht) hatte, wurde er zuerst Leutnant bei der Infanterie, dann Oberleutnaut. Im Jahr 1863 ließ er sich beurlauben, um an dem in Nordamerika ausgebrochenen Krieg teilzunehmen. Die Südstaaten der Vereinigten Staaten duldeten noch die Sklaverei. Die Neger wurden von Besitzern der Baumwollplantagen wie das Vieh gekauft und verkauft. Auch die Kinder der Neger wurden von den Plantagenbesitzern wie junge Tiere gekauft und verkauft. Das war ein Schandfleck für Amerika. Die Nordstaaten hatten keine Sklaverei. Sie verlangten von den Südstaaten, daß sie die Sklaverei abschaffen. Diese wollten aber nicht. Da kam es zum Krieg. Viele junge Männer reisten nach Amerika, um den Nordstaaten im Krieg zu helfen. Graf Zeppelin bewies in diesem Krieg großen Mut. Manchmal war er in Lebensgefahr. Wie durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon. In diesem Kriege machte Zeppelin seinen ersten Aufstieg in einem Fesselballon. Da kam er auf den Gedanken, zu studieren, wie man den Ballon noch viel besser für den Krieg benützen könnte. Die Nordstaaten gewannen den Krieg. Die Südstaaten mußten die Sklaverei aufheben und alle Sklaven freilassen. Nach Beendigung des Krieges reiste Graf Zeppelin wieder in die Heimat zurück. Er tat in verschiedenen Garnisonen (Militärorten) Dienst und wurde Hauptmann.

Im Jahre 1869 verheiratete er sich mit einer adeligen Tochter aus Livland an der Ostsee. Im Jahr 1870 brach der Krieg aus zwischen Frankreich und Deutschland. Gleich zu Anfang des Krieges bewies Zeppelin wiederum großen Mut. Es bekam den Auftrag, mit einigen anderen Offizieren ins Feindesland zu reiten und den Aufmarsch des französischen Heeres auszukundschaften. Es gelang ihnen, tief ins Feindesland einzudringen, ohne gesehen zu werden. Aber auf dem Rückweg wurden sie in einem Wirtshause von feindlichen Soldaten überfallen. Die anderen Offiziere wurden verwundet und gefangen genommen, während Zeppelin entkommen und wichtige Nachrichten heimbringen konnte. Bei der Belagerung von Paris zeigte es sich wieder, von welch großem Nutzen der Luftballon sein konnte. Gar manchmal stieg aus der Stadt Paris ein Ballon auf, der über die Deutschen hinweg nach dem Süden von Frankreich flog. So blieb die in Paris eingeschlossene Regierung in Verbindung mit dem französischen Volke. Zeppelin kam hier auf den Gedanken, wie nützlich es wäre, wenn man einen solchen Luftballon lenken könnte.

Nach dem Kriege blieb Graf Zeppelin bis 1890 beim Militär. Er stieg bis zum Generalleutnant empor. Er war mit Leib und Seele Offizier. Er war tapfer und mannhaft, pünktlich und tüchtig. Bei seinen Soldaten und Offizieren hielt er auf gute Disziplin (raschen, willigen Gehorsam) und Pünktlichkeit im Dienst. Dabei war er gütig gegen die Soldaten. Auch gab er ihnen durch seinen christlichen Sinn ein gutes Beispiel. Es war für ihn sehr schmerzlich, als er im Jahre 1891 zur Disposition gestellt wurde, d. h. aus dem Heer scheiden mußte. Er fühlte sich noch so kräftig und arbeitsfreudig, daß er noch lange hätte Dienst tun können. Aber da gab es kein Widerreden. Er mußte ins Zivilleben, d. h. ins bürgerliche Leben hinein.

Zeppelin nahm seinen Wohnsitz in Stuttgart. Nur im Sommer wohnte er auf seinem schönen Landgut in Emmishofen. Was sollte er nun machen? Er beschäftigte sich mit dem Gedanken der Schaffung eines lenkbaren Luftballons. Im Jahre 1894 hatte er seinen Plan vollständig ausgearbeitet. Er legte diesen Plan dem deutschen Kaiser vor. Dieser ließ ihn durch eine Kommission von sachverständigen Männern prüfen. Diese Kommission glaubte nicht an die Brauchbarkeit eines solchen Luftschiffes. Der Gedanke war noch zu neu. Ueberhaupt hatte man in der Luftschiffahrt noch sehr wenig Erfahrung.

Zeppelin bekam von der deutschen Regierung keine Hilfe. Aber er ließ sich dadurch nicht entmutigen. Unermüdlich beschäftigte er sich mit seinem Plan weiter. Auch der Spott, der ihm reichlich zuteil wurde, kümmerte ihn nicht. Man nannte ihn einen Narren, d. h. einen geisteskranken Mann, der an seinen falschen Gedanken festhalte. Das alles vermochte nicht, ihn von seinem Plan abzubringen. Er glaubte fest an die Richtigkeit seiner Berechnungen. Und zwei liebe Menschen gab es. Die glaubten auch an seinen Plan. Das waren seine Frau und seine Tochter.

Graf Zeppelin suchte die Mittel, um den Bau eines Luftschiffes anzufangen. Im Jahre 1898 wurde eine Gesellschaft gegründet, welche 800,000 Mark (eine Million Franken) zusammenbrachte. Nun wurde mit dem Bau des ersten Luftschiffes begonnen. Im Jahr 1900 war es fertig. Es machte mehrere Aufstiege und bewegte sich in der Höhe von 400 Metern über dem Bodensee. Es konnte aber nur etwa 20 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Dieser erste Erfolg war also noch nicht ganz günstig. Die militärischen Behörden bezweifelten immer noch die Brauchbarkeit des Luftschiffes. Dann baute er ein zweites Luftschiff. Leider wurde dieses bei einem Sturm im Januar 1906 zerstört.

Da Zeppelin für weitere Versuche kein Geld mehr bekam, verwendete er sein eigenes Vermögen und baute den Zeppelin Nr. 3. Schon im Oktober machte er mit ihm den ersten Aufstieg. In zwei Stunden legte er einen Weg von 100 Kilometern zurück. Jetzt verstummte der Spott. Die deutsche Regierung baute die schwimmende Ballonhalle bei Manzell bei Friedrichshafen. Im Jahre 1907 baute Zeppelin sein viertes Luftschiff. Das war nun bedeutend besser als die ersten. Es war 113 Meter lang und 13 Meter hoch. Es wurde im Auftrag der deutschen Regierung gebaut. Es sollte 24 Stunden in der Luft bleiben und auf dem Boden landen können. Im Jahre 1909 war es fertig.

Da kam der 1. Juli, der denkwürdige Tag der deutschen Luftschiffahrt. An diesem Tag machte Graf Zeppelin mit seinem neuen Luftschiff eine 12stündige Fahrt über der Schweiz. Er wollte ausprobieren, wie sich das Luftschiff im Kampfe mit den Luftströmungen in engen Flußtälern und Bergübergängen verhalte. Die Fahrt ging zuerst dem Rhein entlang, dann über Baden nach der Innerschweiz. Luzern, der Vierwaldstättersee, der Bergübergang bei Küßnacht, Zug und der Zugersee, der Horgenerberg, der Zürichsee, die Stadt Zürich, Winterthur, Rorschach und der Bodensee wurden überflogen. Ueberall war die Begeisterung groß. Daß Graf Zeppelin auf seiner ersten Fahrt mit dem neuen Luftschiff die Schweiz mit seinem Besuch beehrt hatte, erweckte allüberall freudigen Dank.

Am 8. August 1909 begann Graf Zeppelin die von der deutschen Regierung gewünschte 24 Stundenfahrt. Die Fahrt ging dem Rhein entlang über Basel nach Straßburg, weiter nach Norden und die Nacht hindurch über dem deutschen Land. Am anderen Morgen fuhr es über Stuttgart und nahm dann den Kurs gegen Süden. Doch bei dem Dorfe Echterdingen mußte eine Notlandung vorgenommen werden, weil eine Reparatur notwendig geworden war. Da kam ein heftiges Gewitter. Der Gewittersturm hob das Schiff empor und warf es wieder zu Boden. Da gab es eine Explosion. Im Nu stand das Luftschiff in Flammen und wurde in kürzester Zeit zerstört. Die schöne Fahrt hatte ein plötzliches Ende gefunden.

Auch wir in Wabern hatten mit Begeisterung die Telegramme von der großen Deutschlandfahrt gelesen. Ich entsinne mich jenes Tages noch sehr gut, da mir meine Frau mit betrübter Miene die Nachricht brachte, daß der Zeppelin verbrannt sei. Wißt ihr, was ich da zu meiner Frau sagte? Ich erwiderte: „Wie schade! Aber das deutsche Volk baut ihm ein neues, ganz gewiß." Wie ich, so dachte man überall. Das Unglück hatte dem Grafen Zeppelin die Herzen des Volkes zugewendet. Die Begeisterung und die Liebe für den Grafen Zeppelin war so groß, daß eine Sammlung in Deutschland ins Werk gesetzt wurde. Nach wenigen Wochen konnten dem Grafen 6,170,000 Mark = 7½ Millionen Franken übergeben werden. Das Unglück war ihm also zum Segen geworden. Das Werk konnte weitergeführt werden.

Zeppelin wurde nun mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Er war der populärste (d. h. der beliebteste Mann) in Deutschland. Er war jetzt schon 70 Jahre alt. Durch seine Ausdauer und sein Festhalten an seinem Plan hatte er sein Ziel erreicht. Unermüdlich arbeitete er weiter. Da kam der Weltkrieg. Da wurden in Manzell ganze Luftflotten gebaut. Die mußten nach England und Frankreich fahren und dort ihr grausiges Zerstörungswerk ausrichten. Gott sei Dank, daß diese Zeiten vorüber sind. Graf Zeppelin starb am 18. März des Jahres 1917. Die nach dem Kriege noch übrig gebliebenen Luftschiffe mußten an England, Frankreich und Italien ausgeliefert werden. Doch die Zeppelinwerke blieben erhalten. Es bildete sich eine Zeppelingesellschaft, die seit dem Tode des Grafen das Werk weiterführt. An der Spitze dieser Gesellschaft steht Dr. Eckener. Mit unermüdlichem Eifer wird in Friedrichshafen weiter gearbeitet. Die Frucht dieses Schaffens ist „der Graf Zeppelin", der uns in den letzten Wochen mit staunender Bewunderung erfüllte. Schon hat das Luftschiff die Welt umkreist. Schon hat man in Amerika den Entschluß gefaßt, Luftschifflinien zwischen Amerika und Europa einzurichten. Noch größere Zeppeline sollen gebaut werden. Wir aber wünschen nur eines: daß alle diese Luftschiffe nie dem Krieg, sondern dem Frieden zwischen den Menschen dienen möchten.

A. Gukelberger.

Beim Nüsseschwingen.

Am 3. Oktober hatten wir keine Schule am Vormittag. Herr Gütlin kam, um unsere Nüsse zu schwingen und Papa und die großen Buben und Jakob Meier mußten die Nüsse auflesen. Herr Gütlin stellte die lange Leiter an und kletterte hoch hinauf. Bald war er zu oberst im Gipfel des mächtigen Baumes. Uns schwindelte, als wir ihn so hoch oben herum turnen sahen. Wir hatten Angst für ihn. Allein Herr Gütlin lachte nur. Er saß rittlings auf seinem Ast und hielt mit beiden Händen die lange Schwingrute. Mit dieser schlug und zwickte er die Nüsse von den Zweigen. Da regnete es Nüsse von der Baumkrone. Es war ein fröhlicher Anblick. Manche Nuß aber traf uns und zwickte uns am Kopf, auf der Schulter, an der Hand und auf den Buckel. Dann schrieen die Getroffenen laut auf, ballten die Fäuste gegen den Nußschwinger und schimpften. Aber Herr Gütlin lachte nur schadenfroh. Alle Nüsse waren reif und fielen beim Aufschlagen leicht aus den grünen Schalen. Nur ab und zu mußte man eine Nuß noch heraus klauben. Dann bekam man aber ganz braunschwarze Fingerspitzen. Alle Fingernägel hatten Trauerränder.

Mit einem Mal setzte der Wind ein. Alle Aeste wankten und schwankten heftig hin und her und Herr Gütlin schaukelte auf dem Baum auf und nieder. Es sah recht unheimlich aus. Papa bat ihn, er solle doch herunter kommen und sich nicht weiter auf die Aeste hinaus wagen. Aber Herr Gütlin blieb ruhig und zeigte sich tapfer. Er ist die Arbeit gewohnt, er schwingt die Nußbäume für alle Leute im Dorf. Er ist eben schwindelfrei und verwegen. Aber der Wind wurde immer heftiger. Ja, als Herr Gütlin beim zweiten Nußbaum die Leiter anstellen wollte, hatte er große Mühe. Beinahe hätte ihm ein Windstoß die lange Leiter umgeworfen und aus den Händen gerissen. Sie schwankte bös und Herr Gütlin konnte sie im letzten Augenblick geschwind in den Baum hinein werfen. Sonst wäre sie ihm am Boden zerschmettert.

Um 12 Uhr war die Arbeit getan. Wir haben von beiden Bäumen 7 Körbe voll Nüsse bekommen. Ein runder Korb faßt etwa 12 Kilo Nüsse. 12 Kilo kosten gegenwärtig 8 Fr. 50 Rp. So haben wir etwa für 60 Franken Nüsse bekommen. Das ist ein ordentlicher Ertrag. Wir haben aber auch einmal von einem Baum allein 8 Körbe voll bekommen. Dieses Jahr verkaufen wir nur 2—3 Körbe voll Nüsse. Die andern behalten wir für uns. Wir werden schon fertig mit ihnen. Glaubt ihr das, liebe Leser?

J. Ammann

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof, Bern."

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. Dezember 1929 | Nr. 6 | 1. Jahrgang

† Bundesrat Karl Scheurer.

Donnerstag, den 14. November 1929, starb in Bern Bundesrat Karl Scheurer, Vizepräsident unserer obersten Landesbehörde.

Die Todesnachricht kam überraschend. Zwei Wochen zuvor war Bundesrat Scheurer operiert worden. Man glaubte an eine Besserung. Da plötzlich trat eine Verschlimmerung ein. Der Puls begann schwach und unruhig zu werden. Der Kranke wußte, daß die Todesstunde nahte. Gegen Mittag ist Bundesrat Scheurer verschieden. Der Wind peitschte die ersten nassen Schneeflocken über die Felder. Der Himmel verhüllte sich in bleiern schwerem Gewand. Die Hiobsbotschaft flog durch die Lande. Das Bernervolk, das ganze Schweizervolk trauert um den starken Mann.

1872 wurde Karl Scheurer in Sumiswald im Emmental geboren. Einige Jahre später wurde sein Vater bernischer Regierungsrat. Der junge Scheurer besuchte in Burgdorf das Gymnasium. Später studierte er auf den Universitäten in Neuenburg, Bern und Berlin. Er wurde Fürsprecher in Bern. Als solcher wurde er in den bernischen Großen Rat gewählt. Schon im Jahre 1910 wurde er Regierungsrat. Dieses Amt bekleidete er bis zu seiner Wahl zum Bundesrat. Von 1914—1919 war er Nationalrat. Am 11. Dezember 1919 wählte ihn die Bundesversammlung als Nachfolger von Bundesrat Müller in unsere oberste Landesbehörde. 1923 bekleidete er zum ersten Mal das Amt eines Bundespräsidenten. Als Bundesrat war Scheurer Vorsteher des schweizerischen Militärwesens.

Am 18. November war im Berner Münster die Trauerfeier. Bundespräsident Haab dankte dem verstorbenen Magistraten für die Dienste, die er dem Schweizerlande geleistet hatte. Dann wurde die sterbliche Hülle des Staatsmannes in sein Dorf Gampelen im Seeland übergeführt. Scheurers letzter Wille verlangte ausdrücklich Unterlassung von jedem militärischen Aufgebot. Als einfacher Mann, der er im Leben war, wollte er auch zur letzten Ruhe eingehen. An der Kirchhofmauer wurde der Sarg ins Grab gesenkt. Erschüttert stand die 84jährige Mutter vor der Gruft. Fast alle Sonntage war der Sohn nach Gampelen geeilt zum Besuche seiner Mutter. Nun sollte auch dies nicht mehr sein. Die hochbetagte Mutter trauert um ihren treuen Sohn — das Schweizervolk um einen Führer edelster Gesinnung.

Ernst Däppen, Münchenbuchsee.

Ein Besuch in Wien.

Im Osten grenzt Oesterreich an unser Heimatland. Es ist zum großen Teil ein Bergland. Da ragen kahle Gipfel zum Himmel hinauf. Wildbäche schlängeln sich zwischen bewaldeten Bergen hindurch. Mitten in Alpweiden liegen ruhige Seen. An den Abhängen weiden weißbraune Kühe. Da und dort steht eine Alphütte. Sie ist mit Schindeln bedeckt und mit Steinen beschwert. Es sieht fast aus, wie bei uns in den Alpen. Doch nicht das ganze Land ist so gebirgig. Niederösterreich ist ebener. Dort hat es weite Korn- und Maisfelder, auch große Wiesen.

In den Herbstferien fuhren wir Zürcherlehrer durch jene schönen österreichischen Gegenden Wien zu. Wir waren 8 Taubstummenlehrer aus der Anstalt Zürich und etwa 120 Primar- und Sekundarlehrer. Wir reisten nach Wien, um die Stadt und die Schulen kennen zu lernen. 19 Stunden fuhren wir im Schnellzug dahin. Wir waren müde von der langen Reise; denn wir konnten im Eisenbahnwagen nicht schlafen. Die Bänke waren ein zu hartes Bett.

Darum freuten wir uns sehr, als wir endlich Wien erreichten.

Wien ist eine Großstadt mit 1,900,000 Einwohnern. Da steht Haus an Haus, ein großes, weites Häusermeer. Ein breiter Fluß fließt durch die Stadt, die Donau. In den Herbstferien floß sie ganz zahm durch das breite Flußbett. Die Donau kann aber auch recht wild sein. Im Frühling tobt sie manchmal mächtig. Dann bringt sie gelbes Schneewasser von den Bergen und überschwemmt damit die Ufer. Die Bewohner haben keine Angst vor der Donau; sie haben die Häuser weit weg vom Flußbett gebaut.

In der Stadt sind große, breite Straßen. Viele Trams fahren nach allen Richtungen. Auch eine elektrische Stadtbahn führt die Leute von einem Ende der Stadt zum andern. Es hat auch viele Autos. Sie rasen schnell dahin. Die Leute passen gut auf, wenn sie eine Straße überqueren wollen.

In der Mitte der Stadt stehen viele schöne Häuser. Da sind viele schöne Kirchen und Museen, das Parlamentsgebäude, die Universität, das Rathaus, die Hofburg, die Staatsoper, das Burgtheater und noch viele andere. In der Hofburg wohnte früher der Kaiser. Die Burg war prächtig ausgestattet. Schöne Möbel, kostbare Teppiche, prächtige Bilder und große Leuchter schmücken noch heute die hohen Räume. Der Kaiser aß aus prächtig bemaltem Porzellan und trank aus feinen Kristallgläsern. Wenn er Besuch hatte, wurde der Tisch sogar mit Silber- und Goldtellern gedeckt. In den Schatzkammern bewunderten wir die kostbaren Gewänder und die Kaiserkronen. Diese sind aus Gold geschmiedet und reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Im Sommer wohnte der König in Schönbrunn, einem Schloß etwas außerhalb der Stadt. Dort hat es auch wunderschöne Räume. Eines der vielen Zimmer soll allein 1,000,000 Fr. gekostet haben. Um das Schloß herum ist ein großer Park. Darin hat es schöne Blumenbeete, Springbrunnen, Teiche, einen großen Wald mit vielen hundert Weglein und sogar einen zoologischen Garten.

Heute stehen die Kaiserschlösser leer da. Die Fremden besuchen sie und bewundern ihre Pracht. Die Oesterreicher haben jetzt keinen Kaiser mehr, sie regieren sich selbst. Oesterreich ist eine Republik wie die Schweiz.

In Wien hat es viele wohlhabende Leute, aber noch viel mehr arme Menschen. Oft stehen Frauen mit schlechtgekleideten Kindern auf dem Arm am Wege und betteln. Auch Krüppel bitten auf der Straße um ein Almosen. Diese Armen wohnen nicht in Palästen. Ein kleines Kellerzimmer ist manchmal ihre Küche und Stube zugleich. In den Wohnungen unter der Erde sieht es düster und traurig aus. Die Kinder sind bleich und mager.

Die Regierung von Wien hilft diesen Armen. Sie baut ihnen kleine Wohnungen, wo Sonne und Licht hineinkommen. Die Regierung sorgt ganz besonders für die Jugend. Sie errichtet Kindergärten, Gewerbeschulen, Freiluftbäder und Hallenbäder. Nun können sich die armen Kinder in den Kindergärten tummeln, sie können in der Donau oder im Schwimmbad baden, sie können sogar im Winter im Hallenbad schwimmen.

Die Wiener waren früher fröhliche, gemütliche Leute. Sie liebten Gesang, Theater und Tanz. Dann kam der große Weltkrieg 1914 bis 1918. Das fröhliche Lachen verstummte. Die Männer zogen in den Krieg. Viele kehrten nie mehr zurück. Frauen, Kinder und Greise gingen traurig durch die Straßen. Der Hunger plagte sie. Oft warteten sie stundenlang vor dem Amtshause auf ein Stück Brot und einen Teller Suppe. Durch die Kriegsnot verarmten viele Familien. Jetzt arbeiten die Wiener tüchtig, um das Verlorene zu ersetzen.

Zehn schöne Tage verbrachten wir bei den Wienern. Dann trug uns der Zug wieder zurück durch die Salzburger-, Tiroler- und Vorarlbergerberge in die Schweiz. Wir freuten uns wieder an unserer Heimat. Gerne kehrten wir nach Zürich zurück. Zürich ist viel kleiner als Wien, es ist dafür heimeliger. Wenn in der Herbstsonne der See dunkelblau leuchtet, die Wälder im bunten Herbstkleid dastehen und die Schneeberge aus der Ferne glänzen, dann ist Zürich schöner als Wien mit seinen Schlössern und Palästen. O. Schilling, Zürich.

Bei den Taubstummen in Wien.

An der Hofzeile 15 in Wien steht ein langes Gebäude. Wer wohnt wohl darin, es tönt so sonderbar aus dem Innern?

Ich trete ins Haus. Da klingen mir die Stimmen taubstummer Schüler entgegen. In einem großen Zimmer im Parterre ist eine muntere Kinderschar. Zwanzig taubstumme Mädchen und Knaben von drei bis sechs Jahren sitzen auf kleinen Stühlchen und essen ihren

Znüni. Mit großem Hunger beißen sie in die saftigen Aepfel und in ein großes Stück Brot. Das schmeckt gut. Kaum sind die Znünitaschen leer, so holt eines der Kleinen einen Wischer und nimmt die Brosamen zusammen. Dann geht es an die Arbeit. Was können so kleine Menschlein tun? Sie zeichnen, malen, flechten. Oft springen sie auch munter umher, spielen Fangens oder Versteckens. Da kommt Herr Direktor, der liebe Papa, ins Zimmer. Schon klettert ein kleines dreijähriges Mädchen auf den Tisch. Es plaudert mit klarer Stimme bababa, bibibi und zeigt mir, wie es auch a, o, u, i, e schön sprechen kann. Papa lobt es. Die Kleine hüpft munter davon. Papa muß nicht lange warten. Schon steigt wieder ein Knirps auf den Tisch, legt sich auf den Rücken und beginnt zu sprechen. Auch er ist sehr geschickt. Er kann Mama und Papa rufen und ist doch erst vier Jahre alt und ganz taub. Alle Kinder freuen sich, wenn sie zu Papa (dem Direktor) gehen und mit ihm sprechen dürfen. Nicht nur Papa ist lieb, auch Mama (die Kindergartenlehrerin) ist sehr brav. Mama sitzt in der Mitte, die Kleinen auf ihren Zwergstühlen rings herum. Mama spricht und alle zwölf Kleinen sprechen freudig nach. Sitzt Mama vor den Bilderkasten, dann freuen sich die Kinder sehr. Dann darf jedes eine Karte mit einer Blume, einem Baum, einem Tier oder einem Haus herausholen. So geht es fröhlich zu im Kindergarten.

Vom ersten und zweiten Stock her tönt auch fleißiges Lernen. Dort arbeiten die großen Schüler; sie sprechen, rechnen und lesen. Die Zweit- und Drittkläßler schauen Lichtbilder. Sie erzählen, was sie auf dem Bilde schauen. Die Achtkläßler zeigen mir ihre Zeichnungen. Ich bewundere die schönen Herbstbildchen. Ich frage, ob der Lehrer ihnen geholfen habe. Die Zeichnungen scheinen mir gar zu schön. Doch die Schüler wehren sich; sie haben die Bildchen ohne Hilfe gezeichnet und gemalt. Ich denke: Könnte ich doch auch so gut zeichnen wie die Taubstummen in Wien!

Im Arbeitszimmer sind die großen Knaben eifrig bei der Arbeit. Sie hobeln, drechseln, klopfen das Eisenblech zu hübschen Schalen und machen allerlei Kartonnage-Arbeiten. Die älteren Mädchen sind in der Schulküche. Sie sehen hübsch aus. Auf dem Kopfe tragen sie eine weiße Haube, sie haben auch eine weiße Schürze umgebunden. Zwei Mädchen rühren die Suppe, zwei andere schälen Kartoffeln und die letzten zwei haben soeben einen Kuchen in den Ofen geschoben. Ich möchte gerne den Kuchen probieren. Leider ist er noch nicht fertig gebacken.

Dieses Frühjahr sind die Acht-Kläßler nicht ausgetreten, sie sind in die 9. Klasse hinaufgerückt. Sie dürfen auch noch nächstes Jahr in der Schule bleiben. Die Taubstummen in Wien können jetzt zehn Jahre in die Schule gehen. Das ist fein. Da lernen sie recht viel.

Wir bekommen vielleicht auch bald mehr als acht Schuljahre, vielleicht sogar einen Kindergarten. Wir hoffen es fest.

O. Schilling, Zürich.

Ein Weihnachtsgast.

Es war heiliger Abend. Unaufhörlich und leise fielen die Schneeflocken zur Erde. Im Hof des russischen Försterhauses stand der Knecht mit dem Besen in der Hand und schaute trübselig in das lautlose Fallen der Flocken. „Wenn das so weiterschneit, kann ich meine Braut nicht besuchen!“ Und drinnen in der Stube saß ebenso trübselig der Förster. Da hatte er sich nun schon sechs Jahre lang treu und ehrlich um den Wald seines russischen Herrn gemüht, hatte seinem Herrn keinen Rappen veruntreut, hatte ihm die Holzdiebe ferngehalten und die jungen Baumpflanzungen gepflegt. Und was war der Dank für seine Treue? Daß ihm sein Herr auf 31. Dezember gekündet hatte. Warum das? weil eine Verwandte seines Herrn ihren Neffen auf seinem Posten (Amt) haben wollte. Nur noch eine Woche war es bis zum Jahresschluß! Und noch hatte er keine andere Stelle gefunden! Wohl hatte er noch einen Bruder. Der hatte es ihm anerboten, daß er mit seiner Familie zu ihm ziehen könne, bis sich etwas für ihn gefunden habe. Auch hatte er sich 2000 Rubel (Rubel = eine russische Münze im Wert von 2 Fr. 50) erspart. Damit konnte er mit seiner Familie schon einige Zeit leben. O! es sah im Innern des Mannes ebenso traurig aus, wie draußen im Schneegestöber. Vor ihm saßen seine drei Jagdhunde und sahen immerfort zu ihm auf und warteten auf ein Wort aus seinem Munde. Da es immer so still blieb, stießen sie mit ihren Nasen gegen seine Hand. Doch diese, statt wie gewohnt sie zu streicheln, stieß sie ungeduldig weg. Da verkrochen sich die Getreuen unter den Tisch.

Während so der Förster sich seinen trüben Gedanken hingab, hantierte draußen in der

Küche seine Frau heiter und unverdrossen. Wie oft schon hatte sie zu ihrem Mann gesagt: „Ach, Heinrich, laß doch dein Sorgen. Das hilft dir doch nichts. Wir wollen unser Vertrauen auf Gott stellen. Er wird uns nicht verlassen.“ Wie er nun so seinen trostlosen Gedanken nachhing, trat sie wieder in die Stube und rief ihm zu: „Kopf hoch! Heinrich! Unsere Kinder sollen trotz allem eine fröhliche Weihnacht haben! Habe Vertrauen! Gott hilft ganz gewiß.“ Aus der Küche strömte der Duft des Weihnachtsbratens in die Stube. Die Hunde hoben ihre Nasen und spitzten gleichzeitig die Ohren, denn draußen vor dem Haus ertönte Schellengeklingel. „Wer kommt denn bei diesem Wetter?“ brummte der Förster. „Und gerade heute, wo wir Weihnacht feiern wollen!“ sagte die Frau. Da wurde schon die Türe aufgemacht. Und herein kam Chaim, der jüdische Viehhändler. „Guten Abend, Herr Förster! Guten Abend, Frau Försterin! Verzeihet mir, daß ich euch heute ins Haus falle. Aber ich kann nicht mehr weiter. Mein Pferd ist lahm geworden und kommt bei diesem Schnee nicht mehr vorwärts. Erlaubet mir, mein Pferd bei euch einzustellen und bei euch zu übernachten.“ Die Frau sagte: „Ja, ja, bleibet nur da. Aber wenn wir heute Abend Weihnachten feiern, so müßt ihr uns nicht stören.“ Chaim versprach es und labte sich bei dem wärmenden Ofen an Kaffee und Weihnachtskuchen. Dann wurde das Weihnachtsbäumchen angezündet, die Kinder und auch der Knecht wurden hereingerufen. Mit glänzenden Augen betrachteten die Kinderlein den strahlenden Baum. Man sang einige Weihnachtslieder. Der Förster las die Weihnachtsgeschichte aus dem Evangelium. Dann wurden die Geschenke verteilt. Nachdem man diese betrachtet und sich daran gefreut hatte, setzten sich die Kinder zu ihrem Mütterlein und hörten ihr aufmerksam zu, als sie ihnen nochmals in ganz einfacher, gutverständlicher Weise die Weihnachtsgeschichte erzählte. Der jüdische Viehhändler wischte sich die Augen. Einen solchen Abend hatte er noch nie in seinem Leben gehabt. Nachdem die Kinder gespeist und zu Bett gebracht worden waren, wurde auch für die Erwachsenen getischt. Chaim wurde auch eingeladen. Während des Essens erzählte der Förster dem Gaste, daß er bald fort müsse und noch keine Stelle habe. Da legte Chaim seinen Löffel hin und sagte: „Mich hat Gott zu euch gesandt. Ich habe den Auftrag, für den Fürsten Lubsakoff einen deutschen Förster zu sofortigem Eintritt zu suchen. Er hat seinen Förster fortjagen müssen, weil er ihn schrecklich betrogen und bestohlen hatte. Wenn Ihr diese Stelle wollt, so schreibe ich sofort einen Brief. Gebt mir Tinte und Papier.“ Mit Freuden sagte der Förster zu. Chaim schrieb. Da trat der Knecht herein und sagte: „Meister! Es hat aufgehört zu schneien. Ich möchte nun doch noch meine Braut besuchen. Gebt mir Euer Pferd, dann bin ich schnell daheim.“ „Nun haben wir auch einen Boten für den Brief“, sagte Chaim. „Diesen Brief mußt Du heute abend noch an der Station in den Schnellzug einwerfen, damit er schnell fortkommt.“ Der Knecht versprach es, alles recht zu besorgen.

Am zweiten Weihnachtstag kam der Knecht wieder zurück. Er hatte seine Braut besucht und hielt in der Hand ein Telegramm an Chaim. Dieser riß es auf: „Angenommen!“ stand darin. „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zur neuen Stelle“, rief Chaim vergnügt. Und die Frau sprach unter Freudentränen: „Siehst du, Heinrich! Gott hat uns doch geholfen. Aber alles wäre nicht so gekommen, wenn wir am heiligen Abend Chaim nicht behalten, sondern weitergeschickt hätten. Gott sei Dank für seine Güte.“

Als sich Chaim verabschiedete, sagte er noch: „Wenn ich gesund bleibe, so komme ich nächstes Jahr wieder zu eurer Weihnachtsfeier“.

Nach Pastor S. Keller.

Weihnacht ist da!

Nun knistern die Kerzen, es brennt der Baum,
Es füllt sich der große, der festliche Raum
Mit seinem, würzigem Tannenduft,
Und die Seele ahnt selige Himmelsluft.
Wie wird mir so still und andächtig zu Mut!
Wie werden die Kinder so lieb und so gut!
Als ob der Himmel geöffnet uns wär'
Und unter uns weilte unsichtbar der Herr!
Der Himmel ist offen zur Weihnachtszeit!
Da stieg ja der Heiland im irdischen Kleid
Zur Erde hernieder für dich und für mich,
Des freuen die Engel im Himmel sich.
Drum strahlt durch die dunkle, die kalte Nacht
So herzerquickend des Christbaums Pracht,
Der himmlischen Liebe verklärendem Schein
Soll er uns ein liebliches Sinnbild sein.
Nun tragen die Glocken von Land zu Land
Die fröhliche Botschaft von Gott gesandt;
Nun schallen die Lieder im Jubelton,
Weil zu uns gekommen des Vaters Sohn.
Auch wir wollen jubeln und singen vor Freud'
Weil uns ist geboren der Heiland heut',
Der Heiland, des Gnade und Liebeshuld
Uns weggenommen all' Sünd und Schuld.
Weihnacht ist da!

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof, Bern.“